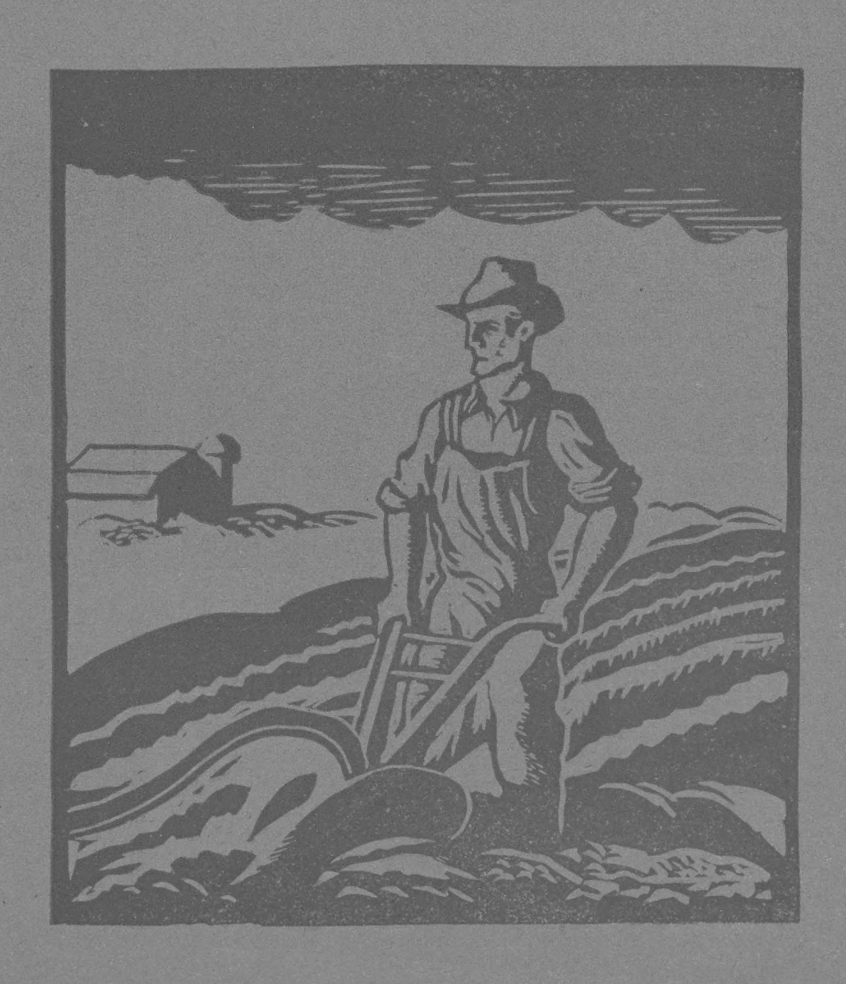
MARIENBOTE



April 1943

KAUF VICTORY BONDS

Am 23. April beginnt Canada mit seiner dritten Kriegsanleihe. Diese Anleihe muss eine Billion und einhundertmillionen Dollar aufbringen. Das wären ungefähr einhundert Dollar für jede Person unseres Landes.

Wer soll dieses Geld zahlen? Von zahlen ist hier keine Rede. Das Land will und muss diese Summe von seinen Bürgern leihen.

Wenn einem das Haus abbrennt, und wenn dieses abgebrannte Haus nicht versichert war, dann wird er, wenn er klug ist, an allen unnotwendigen Dingen sparen, wird nichts Unnotwendiges kaufen, um sein Geld so viel als nur möglich beisammen zu halten. Nur so wird es ihm möglich sein eine Summe Geldes aufzubringen, die ihm den Bau eines neuen Hauses erlaubt.

Canada ist heute in einer ähnlichen Lage. Das Land brennt im Kriegsbrannt. Wer da meint, er habe den Krieg nicht gewollt, sei deshalb auch garnicht verpflichtet zu helfen, täuscht sich furchtbar. Denn vom Bestehen oder vom Fallen des Landes, in dem er lebt, hängt auch das Bestehen oder das Fallen seiner eigenen Wohlfahrt ab.

Wir wissen, welche Aufgaben Canada heute zu erfüllen hat. Erstens sind die Kriegsunkosten zu decken, zweitens hat das Land Sorge zu tragen, dass trotz der hohen Kriegsunkosten jedem Bürger die notwendigsten Lebensgüter gegeben werden, und dass diese notwendigen Lebensgüter, die heute noch hergestellt werden, auch gerecht unter alle Bürger verteilt sind. Diese Aufgaben legen uns Pflichten auf, die getragen werden müssen — wenn wir uns nicht selbst zugrunde richten wollen. Der Krieg ist einmal da. Niemand kann ihn mehr abwenden. Man kann nur noch klug sein und das tun, was das über uns gekommene Unglück verkleinert.

Unser heutiges Handeln heisst sparen. Und sparen heisst, sein Geld nur für die allernotwendigsten Lebensgüter auszugeben, um sich und dem Lande im Allernotwendigsten zu helfen. Wie soll es dem Lande möglich sein, zu rüsten, den Bürgern die notwendigsten Lebensgüter zu liefern und ihnen eine bessere Zukunft bauen zu helfen, wenn die Bürger ihr Geld für unnotwendige Dinge ausgeben? Nehmen wir einmal an, dass jeder Canadier an ein und demselben Tage für einen Dollar Luxuswaren kaufen würde. Das wären für ungefähr 11,000,000 Dollar Luxuswaren. Die Luxusindustrie müsste, um nicht ausverkauft zu bleiben, sofort neue Waren herstellen. für die sie so und so viel Rohstoffe und so und so viel Arbeitskräfte braucht. Das heisst, dass alle diese Rohstoffe und Arbeitskräfte nicht nur der Kriegsindustrie, aber auch jener Industrie und Wirtschaft verloren gehen müssen, die den Bürger Canadas heute mit den allernotwendigsten Lebensgütern zu versorgen sucht.

Bedenken wir alles das sehr gut und handeln wir klug. Neue Kleider, die wir uns anhäufen, werden unseren Hunger nicht stillen — wenn es einmal schlimmer kommen sollte. Dass es nicht schlimmer wird, können wir nur dann verhüten, wenn wir einsehen und mit dem Sparen beginnen, um mit dem ersparten Gelde Bonds zu kaufen. Bonds sichern uns unser Geld für Zeiten, da wir wieder frei sein werden vom Sparen und Opfern. Dann werden wir kaufen können mit der Vergewissung, dass wir all die Dinge, die wir uns anschaffen, auch in Frieden und Sicherheit geniessen können.

Kaufen wir Victory Bonds. Es ist Bürgerpflicht. Du hilfst dadurch dam Lande und du hifst dadurch dir selbst.

Die Red.

INHALT

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor

Nr. 7 | April 1943 | 11. Jahrgang

Dies und Das

Noch kein "Alleluja". Während die Christenheit sich gegenwärtig auf das Osterfest vorbereitet, gibt die Welt ihren Bürgern immer deutlicher kund, dass an ein baldiges erlösendes Auferstehen von all den Grauen, die uns umgeben, nicht zu denken ist. Der Waffensieg wird noch lange nicht die ersehnte neue, friedlichere Ordnung bringen, schreiben unsere Zeitungen ganz klar.

Finstere Wolken ballen sich um uns herum zusammen, die auf ein Sturmwetter während der Tage der Friedensabmachungen deuten. In ihrer "Atlantic Charter" haben Primierminister Churchill und Präsident Roosevelt der kämpfenden Menschheit ihre Friedensziele kundgegeben. Und in Casablanca sprachen sie ihre unerschütterliche Absicht aus, den Anbruch jener Stunde, da sie mit diesen ihren Friedensplänen beginnen können, durch stärkste Kriegsaktion zu beschleunigen.

Churchill und Roosevelt sind aber nicht allein. Neben ihnen stehen unter anderen auch Stalin und Generalissimo Chiang Kai-shek, die heute schon aller Welt klar zu verstehen geben, dass auch sie ein wichtiges Wort an den Friedenstischen mitreden werden.

In der letzten Februarwoche, am 25. Jahrestage der roten Armee, offenbarte Stalin einige seiner Nachkriegsziele.

"Aufgabe der roten Armee ist nicht, fremde Länder zu erobern, aber die Grenzen des Sowjetlandes zu verteidigen." Es sind das aber nicht die alten Grenzen des Sowjetlandes, die Stalin hier meint: Die baltischen Staaten, Bessarabien und jene Teile Ostpolens, die während des ersten Kriegsjahres an Russland fielen, sind mitbezeichnet als "Sowjetland".

Im zweiten Punkt der "Atlantic Charter" sprachen Churchill und Roosevelt von ihrer Absicht, keine Grenzverschiebung zu dulden, die nicht im vollen Einklang mit den freiausgedrückten Wünschen der betreffenden Völker steht. Wie werden sie diesen Punkt ausführen können, wenn Moskau darauf besteht, die baltischen Staaten, Bessarabien und Ostpolen — ohne die in diesen Grenzen lebenden Menschen nach ihren nationalen Wünschen zu fragen — für Russland zu behalten?

Moskau erklärte weiter: "Wir werden keine Pro-Faschistische Regierung auf dem Festlande Europas dulden." Moskau sagte aber nicht, wer in der Welt entscheiden wird, welche Regierung pro-faschistisch ist und welche nicht. Will Russland diese Entscheidung für sich selbst reservieren?

Punkt sechs der "Atlantic Charter" spricht von Churchill's und Roosevelt's festem Willen, einen Frieden aufzubauen, der jeder Nation Sicherheit in ihren eigenen Grenzen und jedem Menschen eines jeden Landes Freiheit von Furcht und Not garantiert.

Diese Sicherheit und diese Freiheit sind dahin, wenn es einem Militärstaat wie Russland gegeben wäre, ganz nach eigenen politischen Interessen diesen oder jenen Staat als "pro-faschistisch" zu bezeichnen und als solchem Russlands Unduldsamkeit zu zeigen.

Und Kriegszustand muss bleiben. Es scheint der Menschheit noch lange keine Ruhe zu winken. Die Länder rüsten mit aller Kraft, denn die Parole heisst nicht mehr: Den Krieg gewinnen, aber: Den gewonnenen Sieg auch behalten zu können. Das kann nur geschehen, wenn hinter den Friedensvorschlägen und ihren Ausführungen Armeen stehen, die den Worten der führenden Politiker Kraft und Autorität geben.

Was aber, wenn dieser oder jener Politiker sich gezwungen zu sehen meint, im Interesse seines Landes die Armeen wieder einmal marschieren zu lassen? Dann haben wir Weltkrieg Nr. 3! Man sieht diese Gefahr und will sie verhüten. In Toronto sprach der amerikanische Unterstaatssekretär Sumner Welles von einem Entschluss der Vereinigten Staaten, die Regierungen der Vereinigten Nationen davon zu überzeugen, dass noch vor Kriegsende mit gemeinsamen Konferenzen begonnen werden müsse, auf denen die Alliierten sich über die Ziele des gegenwärtigen Kämpfens und die Pläne für die Nachkriegszeit einigen.

Russland ist nicht das einzige Nachkriegszeitproblem. Amerika fordert zum Schutz seiner Interessen Militärstützpunkte in der ganzen Welt.

Das Flugzeugwesen, das sich während des laufenden Krieges zur mächtigen Grösse entwikkelt hat, beginnt die Weltwirtschaft zu beeinflussen. In der Nachkriegszeit wird es als eines der wichtigsten Verkehrsmittel des neuen Welthandels im Mittelpunkt des Weltinteresses stehen.

England wird sich dieses neuen Verkehrsmittels voll und ganz bedienen können, da es ihm dank seiner ausgebreiteten Kolonien möglich ist, die Welt zu umfliegen, ohne auf nicht-britischen Flughäfen landen zu müssen. Amerikas Welthandel stand immer im Wettbewerb mit Englands Welthandel, und will es auch bleiben. Das wird aber nur dann möglich sein, wenn auch dem Flugzeugwesen des Vereinigten Staaten überall Wege und Flugzeughäfen offen stehen. Amerikas Welthandel braucht dazu hauptsächlich die Erlaubnis Russlands, Englands und Canadas, diese Länder zu überfliegen und in ihren Grenzen zu landen.

Amerika — wie auch andere Staaten — wird um freien Flugverkehr im Dienste seines Handels kämpfen. Und diese Kämpfe werden militärische, politische und wirtschaftliche Probleme aufwerfen, die an den Tischen der kommenden Friedensabmachungen nicht so leicht zu lösen sein werden.

Eine weitere Frage, die Amerika noch vor dem Kriegsende zu lösen wünscht, heisst: Was ist zu tun, um die Völker Europas nach ihrer Befreiung vor Chaos und Anarchie zu bewahren? Chaos und Anarchie drohen in Europa auszubrechen, wenn der überhitzte Nationalismus der von Hitler bezwungenen Kleinstaaten ohne Ziel und Ordnung zum Ausbruch kommen sollte. Grenzfragen, Wirtschaftsfragen und Minoritätsfragen werden jetzt schon besprochen und in Linien gelegt werden müssen. Denn wehe den nach Frieden schmachtenden Völkern Europas, wenn nationale Leidenschaft die Lösung der ineinander verknäulten Grenz-, Wirtschafts- und Minoritätsfragen eigenmächtig in ihre Hände nimmt!

Karwochenzeit. Schwer ist es, einen Krieg zu gewinnen. Weit schwerer aber noch, eine Nachkriegszeit dermassen wieder in Ordnung zu bringen, dass jedes Blutvergiessen und Zerstören ausgeschlossen bleibt. Wie eine düstere Karwoche ist es über uns gekommen. Wie eine Karwoche ohne Aussicht auf einen erlösenden Ostermorgen. Denn das, was bis jetzt begraben wurde, trägt nicht das Zeichen jener Liebe an sich, die von sich gesagt: "So sehr hat der Menschensohn die Seinen geliebt, dass er seine Leben für sie hingab."

Diese Liebe hat man schon seit Jahrzehnten in der Welt begraben. Man spricht wohl auch noch von den "Seinen", meint damit aber nur jene, die dasselbe Partei- oder Nationalzeichen an sich tragen und auf den Wegen der eigenen Wirtschaftsideale wandeln. Alle anderen werden nicht nach ihren Menschheitsrechten, aber nach ihren National- und Wirtschaftsansichten beurteilt und behandelt. Was frägt die Welt heute noch viel nach Menschheitsrechten? Das Christentum verteidigt diese Rechte. Deshalb musste es heraus aus den Konferenzsälen, aus Gesetzbüchern und Erziehungsanstalten. Und an seine Stelle setzte man die "Religionsfreiheit", die zu gleicher Zeit eine Freiheit von christlicher Moral ist.

Wenn es um Moral geht, dann findet die Kirche wohl noch Zuhörer — solange es sich um das sechste und neunte Gebot handelt. Sobald sie aber — selbst auf ihren eigenen Kanzeln — das siebente und zehnte Gebot berührt und zeigt, wie diese Gebote auch das nationale, wirtschaftliche und soziale Leben binden, ist die Antwort da: Es soll sich die Kirche nicht in die Politik mischen.

Und so stehen sie denn siegreich da, die Führer der Welt und ihre Anhänger, die da meinen, die Weltfragen mit Geld- und Grenzregulierungen lösen zu können. Hat die Christenheit das Urteil über sie verloren? Sehen wir nicht, wie ihre Hände so furchtbar falsch greifen, dass sie, anstatt die Welt mit Segen, mit unübersehbaren Reihen von Gräbern übersäen? Und dass alles, was sie planen, hindeutet auf die Möglichkeit noch weiterer Gräberfelder?

Wie verschieden von jenen Gräbern des Leides und des Jammers ist doch das Grab, an dem wir jeden Karfreitag weinend stehen und das wir an jedem Ostermorgen mit unserem gläubigen "Alleluja" umjubeln. Dort ist sie noch, die Hoffnung auf einen wirklichen Menschheitsfrühling. Denn

aus diesem Grabe ging eine Gerechtigkeit und eine Liebe hervor, die sich nicht auf Wirtschaftssysteme gebaut, aber auf das Edelste, das die Welt umschliesst: Auf eine gottdurchgnadete Menschheit, deren Wort und Tat, deren Politik und deren Beurteilung des Mitmenschen aus den Tiefen eines gereinigten Gewissens kommen.

Im Kampf der Menschheit von heute, und im Kampfe, der uns morgen erwartet, stellen wir uns dorthin, wo noch wenigstens etwas von den Gedanken der Ostern bewahrt geblieben ist. Halten wir die Friedenspunkte des Papstes und die 'Atlantic Charter" im Sinn. Sie weisen uns die Wege zu einer christlichen Lösung der vor uns liegenden dunklen Probleme — wenn wir sehend werden durch das Osterlicht, das in uns aufleuchtet, wenn wir es in uns aufnehmen!

Der Schriftleiter.



Evangelium zum Hochhl. Osterfest

Markus 16, 1—7

In jener Zeit kauften Maria Magdalena, Maria, die Mutter des Jakobus, und Salome Spezereien, um hinzugehen und Jesus zu salben. Am frühen Morgen des ersten Wochtentages, als eben die Sonne aufging, kamen sie zum Grabe. Sie sprachen zueinander: "Wer wird uns wohl den Stein vom Eingang der Grabes wegwälzen?" Als sie aber hinblickten, sahen sie, dass der Stein schon weggewälzt war; er war nämlich sehr gross. Sie gingen nun ins Grab hinein. Hier sahen sie zur Rechten einen Jüngling sitzen, angetan mit einem weissen Gewande. Darüber erschracken sie sehr. Er aber sprach zu ihnen: "Fürchtet euch nicht. Ihr suchet Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten. Er ist auferstanden und nicht mehr hier. Seht den Ort, wohin sie ihn gelegt hatten. Gehet hin und saget seinen Jüngern und dem Petrus, dass er euch nach Galiläa vorausgeht. Dort werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat."

In Christus haben wir alles; Christus ist uns alles. Willst du Wunden heilen, so ist Er der Arzt. Brennt dich Fieber, so ist Er die (lindernde) Quelle. Soll Unrecht geahndet werden — Er ist Gerechtigkeit. Wenn du Hilfe brauchst — Er ist die Macht. Fürchtest du den Tod — Er ist das Leben. Wenn du den Himmel suchst, so ist Er der Weg. Fürchtest du dich vor der Finsternis — Er ist das Licht. Begehrst du Speise — Er ist die Nahrung.

—St. Ambrosius.

Der Himmel des Tages mit der leuchtenden Sonne im schönsten Blau und der Himmel der Nacht mit schimmerndem Monde und zahllosen glitzernden Sternen sollten jedem denkenden Menschen schon genügen zum Glauben und zur Bewunderung der Grösse und Allmacht eines allweisen Schöpfers und zu freudiger Unterwerfung unter seinen Willen.

Das Geheimnis der Barmherzigkeit Gottes ist das letzte Notbrett für uns Fehlbare alle.

Ratlosigkeit in wichtigen Lebensfragen ruft tröstend nach dem Vertrauen auf eine gütige Vorsehung.

Je schwächer und hilfloser wir Menschen sind, desto stärker muss unser Gottvertrauen sein.

Ostersonntag

O jauchze, Welt, du hast ihn wieder,
sein Himmel hielt ihn nicht zurück.
O jauchzet, jauchzet, singet Lieder.
Was dunkelst du, mein sel'ger Blick?

Es ist zu viel, man kann nur weinen,
die Freude steht wie Kummer da;
wer kann so grosser Lust sich einen,
der all so grosse Trauer sah?

Unendlich Heil hab ich erfahren,
durch ein Geheimnis voller Schmerz,
wie es kein Menschensinn bewahren,
empfinden kann kein Menschenherz.

Vom Grabe ist mein Herr erstanden
und grüsset alle, die da sein;
und wir sind frei von Tod und Banden
und von der Sünde Moder rein.

Annette von Droste-Hülshoff.



Die Legende im Dorf

Von Anton Pichler

Fast eine halbe Stunde ausserhalb des Dorfes liegt an einer Lehne inmitten von Wiesen, von der Morgensonne am ersten gegrüsst, die kleine Besitzung des Lochner Sepp. Wer zu ihr aufschaut, wie sie im Frühling aus dem Reigen blühender Obstbäume herlugt, möchte meinen, der Mann, dem sie zu eigen, lebe zufrieden mit Gott und den Menschen da droben in seinem kleinen Reich. Dies um so mehr, wenn man weiss, dass es ihm nicht am Nötigen gebricht. Sein Weib hatte ihm ein gutes Stück Geld in die Heirat mitgebracht, war sparsam und konnte wirtschaften. Begegnet aber einer dem nun Achtundsechzigjährigen, erhält er für seinen Gruss kaum eine Antwort. Drum geht man dem Mann lieber aus dem Weg, wenn man ihn nicht etwa braucht. Die Landwirtschaft hat er, um Ruhe zu haben, seit mehreren Jahren an den Nachbarn verpachtet, dafür bezieht er ausser einem Betrag alles, wessen er an Lebensmitteln, Holz und derlei bedarf, und wird von der Magd namens Ursula betreut, die zweimal des Tags herüberkommt. Dass sie ganz im Hause wohne, hat er nicht angenommen, denn er will allein sein. Die Ursula, eine ältere, ruhige Person, hat sich an ihn längst gewöhnt, lässt ihn brummen, schelten oder schweigen, wie es ihm passt, und denkt: Dem sein Weib sein, wär' wohl nicht leicht. Mag's nicht gut gehabt haben neben ihm, die nun sechs Jahre unten im Friedhof liegt.

Sie tut ihm unrecht, wenn sie so von ihm und der Toten denkt. Nicht immer war er, wie er jetzt ist. Da war die Magd noch nicht im Dorf, drum weiss sie es nicht. Leute und Dorf meidet er erst so, dass man ihn für einen Sonderling hält, seit er mit Gott zerfallen ist. Das ist seit dem Tag, an dem ihm auch das Letzte genommen, das er hatte und liebte, seinen Franz, seinen Enkel. Schon früher ging's an, doch da war das Mass, wie er meinte und sagte, voll . . .

Der Sepp und seine Frau hatten einen einzigen Sohn, Pirmin, der sich brav hielt. Man gab seinem Drängen nach, dass er eine Frau nahm. Wir haben Platz nebeneinander, hatte der Sohn zum Vater gesagt, warum soll ich erst alt werden müssen, bis ich an den Altar trete! Da kam der Krieg und rief den Pirmin fort. Im ersten Jahr fiel er bei Lemberg und sah seinen, im fünften Jahr stehenden Jungen namens Franz und sein Weib nicht wieder. Wochenlang ging Sepp sinnend seinen Weg. Seine Frau drang in ihn, er antwortete nicht. Erst nach weiterm Drängen der Frau gestand er dieser: "Hat es sein müssen, dass der Unsere fiel?" Seine Frau darauf: "Sind wir die einzigen?" Der Bauer, von jeher ein Forschender, ein Grübler: "Und tausend andere leben! Stehen im Kugelregen und kommen heil zurück!" Das Weib hört es und tröstet: "Gab uns der Herrgott trotz Leid nicht auch eine Freude? Denk doch an den Franz?" Sepp gibt keine Antwort. Nach Wochen beginnt sich sein Antlitz zu hellen. Seine Frau Kreszentia merkt es und freut sich zu sehen, wie der Sepp viel um den Knaben ist, aus dessen Zügen er die seines toten Sohnes Pirmin sieht. Der Kleine ist herzig, wächst wacker, an nichts darf es ihm fehlen, und beginnt den Mann zu kennen, der nach seinen Händchen greift und mit ihm scherzt. "Ist er nicht lieb, der Kleine?" sagt die Grossmutter. "War der Herrgott nicht gut, dass er uns den Enkel gab?" Denkt der Bauer: Den soll er uns auch noch genommen haben! Das Weib errät, was er sinnt: "Das iKnd schenkte er uns, sagte sie, er musste es nicht, denn er ist derHerr. Nicht umsonst nennen wir ihn Herrgott." Der Sepp hatte eine Widerrede auf der Zunge, aber er hält zurück und sagt sich: Sie hat recht.

Der Knabe steht im fünften Jahr, läuft durch Wiese und Garten, plaudert und lacht. Die Sonne ist er fürs ganze Haus. An der Mutter hängt er und an den Grosseltern. Da wirft es die Anna, seine Mutter, aufs Krankenlager. Gehirnhautentzündung, findet der Arzt. Eine Woche später war sie tot.

An ihre Stelle treten die Grosseltern, in deren Nähe das Kind die Mutter zu vergessen beginnt. Eine Magd wird eingestellt, die in Küche und Stall muss, die Grossmutter will dem Kinde gehören. Kommt der Sepp von der Arbeit, sein erster Weg führt zum Kinde. An die Freude denkt er nicht selten, die sein Sohn Pirmin gehabt hätte, aber nicht erleben durfte. Ins Grübeln kommt er: Wie schön wär's, sässen wir jetzt mit ihm neben dem Kinde! Seine Frau sieht ihn dasitzen und fährt ihn herzlich an: "So, sind wir dir gar nichts, ich und der Franz? Was würdest du sagen, müssten auch wir fort?" Sie bereut das Wort, als es kaum herausgekommen, und beruhigt: "Das wird er nicht tun, der Herrgott." Der Mann erblasst: "Dich und den Kleinen mir nehmen? Nicht genug haben mit dem Pirmin? Er tut's nicht . . . und wenn!" —"Und wenn! Könnt' er's nicht tun? Wen muss er fragen? Uns?"

Den ganzen Abend spricht der Sepp kein Wort mehr. Ein paar Löffel Suppe bringt er hinein. Das Wort seiner Frau wird er nicht los. Immer wieder hört er sie sprechen: Wen muss er fragen? Uns? Sie setzt sich zu ihm und will ihn zerstreuen. Umsonst. Da erzählt sie ihm aus dem Leben ihrer Mutter, was diese gelitten und wie. Acht Jahre an den Lehnstuhl geheftet, die Glieder verschwollen, verkrümmt, Nacht an Nacht oft keine Stunde Schlaf vor Schmerzen und niemals ein Murren, eine Anklage gegen Gott. Immer wieder ein einziges Wort nur als Antwort an den, der dies alles gesendet: Dein Wille geschehe! Da schüttelt der Mann den Kopf und lacht grimmig: "Das hat sie können, unter tausend eine. Ich könnte es nicht. Gut nennt man ihn, wie kann er dies tun? Unser Vater ist er, beten wir, kann ein Vater so gegen seine Kinder sein?" Da ist es der Frau, als müsse sie mit dem Sepp sprechen, wie sie spräche aus der Ewigkeit herüber zu ihm, wenn der Herr täte, was sie gesagt, wenn er sie nähme und das Enkelkind. Dass Gottes Pläne anders seien als die



der Menschen . . . Dass niemands Weisheit und niemands Liebe das Beste für alle so verstehe und so wolle wie er. Noch keinem seiner Kinder habe er einen Stein gegeben, wenn es um Brot gebeten . . . Freilich, nur kindliche Demut könne dies fassen. Die Lösung all der Rätsel liege im Worte: Dein Wille geschehe! . . . So habe die Grossmutter gesagt, und die war wie eine Heilige.

Sepp kann die Worte nicht hören, er erhebt sich. Plötzlich erschrickt er. "Bist du krank, Frau? Du verschweigst mir etwas? Sag's, sag's, jetzt kann der Doktor noch helfen."—"Ich krank?" lacht sie, "schau ich denn so aus? Bin ich nicht den ganzen Tag an der Arbeit?" Atmet der Sepp für eine Weile auf, plötzlich ihr ins Gesicht schauend: "Den Franz hast genannt, auch den könnt' er uns nehmen. Warum hast du's gesagt? Rot wirst du und blass, hast du eine Ahnung?"

"Hätt' ich nur nichts gesagt."

"Du willst mir's verschweigen. Jetzt weiss ich's."

"Aber, Sepp, sei doch gescheit. Nichts hab ich mir gedacht bei dem Wort. Wie einem oft ein Wort entflieht. Sei ruhig. Wir zwei wollen noch recht vergnügte, alte Leute werden und zuschauen, wie der Franz gross wird und einmal neben uns zum Altar geht. Dann setzen wir uns zur Rast und sagen: "So, jetzt seid ihr an der Reih'!"

Der Mann muss lachen. Die düstern Gedanken verfliegen.

Franz wuchs heran, war fröhlich und gesund, machte den Schulgang, hielt sich all die Jahre, da er zu lernen hatte, brav. Daheim griff er auch zu, die Grosseltern freuten sich und sagten: "Er wird schon recht, unser Franz!"

Er kam aus der Schule, zeigte sich in allem, was man von ihm verlangte, anstellig und suchte sich überall im Hause Arbeit. Der Grossvater merkte, dass er zwei neue Arme zu Gehilfen bekommen. Er war fröhlich, und Gedanken wie einst waren ihm fremd geworden. Gern gab er für Kirche und Arme. Mit dem Herrgott war er wieder zufrieden.

Er stand in seinem zweiundsechzigsten Leebnsjahr, da kam ein schwerer Tag. Seine Frau musste sich legen und kam nimmer aus dem Bett. Es fehlte an der Leber, eine Ueberführung ins Spital hätte sie nicht mehr ausgehalten. So wartete sie geduldig der Stunde entgegen, in der sie der Höhere abrief. Nächtelang sass der Mann neben ihr, die ihn bat, nicht unwillig gegen

den Herrgott zu sein. Wie lang dauerte es denn noch, dann werde auch er kommen. Sie und der Pirmin würden ihm entgegeneilen, dass er nicht allein gehen müsse. Stumm hörte Sepp zu, hätte er weinen können, es wäre ihm leichter gewesen.

Die ersten Schneeflocken wirbelten, als man am 26. November die Leiche der Kreszentia zu Tal trug. Mit verweinten Augen schritt Franz an der Seite des Grossvaters. Ohne ein Wort zu sprechen, gingen die beiden von der Beerdigung heim. In ein öde gewordenes Haus traten sie ein.

Wieder erwachten in der Seele des Mannes die alten Gedanken und die Frage: Hat's denn schon sein müssen, dass du sie mir nahmst? Warum gönntest du uns nicht, was wir hofften: den Franz am Altare zu sehen und uns im friedlichen Alter?

Ab und zu klangen die Worte trotziger. Franz mühte sich, zu beruhigen und aufzurichten. Nicht immer gelang es. Erst als er sagte: "Grossvater, jetzt müssen wir zwei zusammenhalten, du sollst deine Freude an mir haben!" kam zum erstenmal ein Leuchten, wenn auch scheu und schwach, in das Antlitz des Greises, der nicht mehr so aufrecht schritt wie vordem.

Franz mit seinen achtzehn Jahren griff zu wie einer gut in den Zwanzig. Er war Bauer und Knecht in einem. Hoch und auf seine Jahre stark stand er da. Am Bild dieses Enkels begann sich der Grossvater aufzurichten. Sah er ihn an der Arbeit, lachte ihm das Herz. Keinen Widerspruch musste er jemals hören. Der Wunsch des Grossvaters allein gebot im Hause.

Drei Jahre sind seit dem Tode der Grossmutter vorüber, da erlebt Sepp Lochner etwas Bitteres und etwas Frohes. Man sagt ihm, dass der Franz der Einzigen des Stellenberger gut sei, dem Mädel des grössten Gehöftes im Dorfe. Er erschrickt und denkt: Franz und diese! Er kennt die Birgitt, sie ist sauber und brav, doch was nützt dies! Der Stellenberger wird sein einziges Kind und damit den Hof seinem Enkel, der doch längst nicht so reich ist, nimmer geben können, so sehr er ein rechtlicher, wackerer Mann ist. Zu nichts Gutem führt solche Hoffnung unerfahrener, junger Leute, mögen sie gut sein wie immer. Das will er dem Franz sagen.

Es ist Sonntag. Franz ist für ein paar Stunden ins Dorf. Er soll nach der Arbeit der Woche seine Freude haben. Es ist sechs Uhr vorüber und die Sonne im Sinken. Voll Blüten steht die Welt, die Obstbäume wissen sich nicht zu helfen, so schwer trägt jeder Zweig. Der Alte sitzt auf der Bank vor dem Hause und lässt den Weg nicht aus dem Auge, auf dem Franz heimkommen muss.

Der Bauer sitzt und schaut, noch immer wird der Erwartete nicht sichtbar. Sepp setzt sich auf die Bank unter dem Kirschbaum, weiter vorzusehen, doch noch immer vergebens. Wird ihm doch nichts geschehen sein, ängstigt sich der Mann und hat keine Ruhe. Da, als er gerade recht auslugt, fahren zwei Hände von rückwärts nach seinen Augen und schliessen sie fest. Sepp errät, wer es ist. "Kenn' dich schon!" sagt er. Da sinken die Hände, Franz tritt vor und lacht: "Also, du hast er erraten."

"Bist aber du heute lustig!"

"Freilich. Warum nicht?"

"Dürftest ja einen Treffer gemacht haben."

"War auch einer."

Franz, man hält oft etwas für einen Treffer, was keiner ist."

"Mag sein. Mein Treffer gilt und ist gut."

"Oft meint man, ihn schon in der Hand zu haben, auf einmal ist sie leer."

"Ich hab' ihn mir angeschaut und halte ihn fest. Natürlich nur, wenn's dir recht ist. Du musst die erste Freude haben an ihm."

Da schüttelt der Sepp den Kopf: "Kenn' mich nicht aus, was du sagst. Ich fürchte immer, du täuschst dich."

"Ganz gewiss nicht. Hör mich an. Ich hab' eine gern und sie mich."

"Franz, ich weiss es."

"Du weisst es und freust dich nicht? Die Brigitt ist brav. Was hast du gegen sie?"

"Dass sie brav ist, das glaub' ich, das weiss ich, aber denk: Das Mädel des grössten Bauern im Dorf und du . . . Ist auch unser Gut ohne Schulden und Bargeld da, was bist du gegen sie!"

"Drum magst du sie nicht? Sie ist nicht stolz."

"Das nicht. Mir ist sie recht, wenn du sie gern hast. Aber an ihren Vater denk, was der sagen wird!"

"Ihr Vater? Was der sagen wird? Das weiss ich."

"Das weiss du?"

"Freilich. Vor einer Stunde hat er mit mir darüber geredet. Auf der Bank vorm Wald sind wir gesessen. Da sagt er mir: 'Franz, mit dir hab' ich was zu sprechen. Meine Frau hat mir's verraten. Mein Mädel hat dich gern. Und du die Brigitt. Hab'

LEBENSWEISHEIT

Die gute Mutter trägt für das Kind Fürsorge für morgen und übermorgen und weiterhin. Dies bleibt aber doch nur ein schwaches Abbild von der göttlichen Vorsehung gegenüber uns Menschen.

Wir können bei unserer Kurzsichtigkeit und Schwäche unmöglich allein unsere Zukunft bestimmen und gestalten, die Hauptsache müssen und dürfen wie der Hand des Herrn überlassen.

Ueber unserem Schicksal herrscht der Wille Gottes. Wohl uns, wenn es uns leicht geht, sich demselben zu unterziehen; er bedeutet ja immer Weisheit und Güte.

nichts gegen dich, im Gegenteil, du gefällst mir. Dein Vater war mein Schulkamerad, wir waren beisammen im Feld draussen. Deinen Grossvater acht' ich. Wenn ich euch gern habt und dein Grossvater ja sagt, nehm' ich dich gern in mein Haus. Ich will keinen von den Freiern, die hier und aus der Nachbarstadt dem Mädel zusetzen, können sie zehnmal sagen, was sie mitbekommen oder haben.' So hat er gesagt. Grossvater, gelt, du sagst ja."

"Und grad heut' hab' auch ich davon gehört. Spitzbub, so heimlich ist es zugegangen! Mit Schmerzen hab' ich gewartet auf dich, dir zu sagen: Franz, die Scheibe ist zu weit weg, da triffst du nicht. Lass, die kriegst du doch nie. Und während ich mich sorg' und nach Worten such', die dir nicht weh tun, kommst du als Bräutigam heim. Ob ich ja sag'? Von Herzen gern. Gott soll euch segnen!"

Dem Alten brechen die Tränen aus den Augen. Ins Land, das voll Blüten steht, schaut er, seine Hände zittern, und wie ein Dankgebet klingt es, wenn er sagt: "Wie die Welt doch so schön ist, wenn man eine recht grosse Freude hat! . . . Kreszentia, was für eine Freud' hättest auch du!"

Glücklich treten die beiden ins Haus.

* * *

Gut zehn Tage später wölbte sich ein wolkenloser Himmel über das Tal, Christi Himmelfahrt feierte die Gemeinde. Sagte nach dem Hochamt der Karl zum Franz, seinem Freund: "Geh mit uns auf den Berg. Die Plantenigl (die ersten gelben Alpenfrühlingsblumen) kommen heraus. Da bringst du deiner Brigitt ein Sträusschen heim, sie wird sich freuen." Franz liess es sich nicht zweimal sagen und rief, freudig erregt, weil an Brigitt denkend: "Ja, ich gehe mit. Zuerst geh' ich heim essen. Wann treffen wir uns?" Der Grossvater lachte: "Bin auch einmal hinaufgestiegen wegen der gelben Blumen. Für meine selige Kreszentia. War nicht so leicht, das Sträusslein zusammenzubringen. Franz pass auf. Wage dich nicht vor, wo's nicht ganz sicher ist."



OSTERMORGEN

"Sorge dich nicht um mich, ich war nicht das erstemal oben. Hab keine Lust, mir den Hals zu brechen und auch keine Zeit, wo's auf die Hochzeit zugeht."

Der Grossvater sah ihm lächelnd nach und dachte: Schämen braucht sich das Mädel sicher nicht mit ihm. Es hat einen guten Geschmack gehabt.

Der Franz schaute gerade noch einmal um, winkt mit dem Hut und grüsst. Der Alte erwidert mit der Hand, geht ins Haus, liest die Zeitung und macht ein Schläfchen, wie's sein Brauch ist am Sonntag. Ein Nachbar kommt, mit dem er zu plaudern hat. Er geht, weil vom Morgenkirchgang noch müde, kein zweites Mal fort. Natürlich kommt die Sprache auch auf den Franz, auf die Brigitt, auf die Hochzeit. Der Nachbar lobt: "Der Deine verdient's auch!" Drauf der Sepp: "Die zwei, denk' ich, werden einmal glücklich."

Noch lang hätte der Sepp plauschen wollen, doch der Nachbar muss heim. Die Gedanken des Alten, da er wieder allein, sind droben beim Franz. Er geht vielleicht den gleichen Weg jetzt, den auch er einmal gegangen, holt ein Blümchen vielleicht von der gleichen Stelle, zu der er einst sich vorgewagt. Was tut nicht die Liebe alles, fast blind macht sie einen! Der Alte erschrickt. Er weiss nicht, wie ihm ist. Ein Platz fällt ihm ein droben an der Kellerspitze, der ihm einmal bald das Leben gekostet hätte beim Pflücken. Ganz blass wird er in der Erinnerung an jene Stunde. Grad, dass er sich damals noch an einer starken Latsche festhalten konnte. Herrgott, das tust du mir nicht an, betet er vor sich hin. Dann ist es ihm leichter. Hunderte andere Plätzchen gibt es, warum soll der Franz jetzt gerade dorthin kommen! Was man sich nur alles gleich einbildet! Er passt schon auf. Wie vorsichtig ist er sonst in allem!

Es wird sieben Uhr, sie sind noch nicht zurück. Die Sonne geht gegen die Ebene draussen unter. Der Mann will noch nicht in die Stube. Er denkt: Ich esse mit Franz, wenn er heimkommt. Zum drittenmal greift er diesen Nachmittag schon nach der Pfeife. An die nächsten Wochen denkt er. Es wird ihm nicht leicht sein, wenn der Franz fortgeht. Gut, dass sie nicht weit voneinander wohnen und der Grossbauer gesagt hat: Wenn

du herüber willst zu uns, eine Kammer ist immer offen für dich. Stolz ist er auf das Wort. Ueberhaupt ist er ganz anders seit jenem Sonntag, der ihm so viel Sonne gebracht in sein Leben. Fast scheint es, er ginge aufrechter denn früher. Ja, der Franz! Wie oft und genau malt er sich alles aus, was der Ehrentag bringen wird. An seine selige Frau denkt er, wie so oft, wie hätte er ihr diese Freude vergönnt.

Er sieht seine Frau vor sich, mit der er Glück und Leid geteilt durch so viel Jahre. Was wäre sein Leben gewesen ohne sie! Wie hat sie für ihn gesorgt, wie oft war sie sein Schutzengel. Dies und jenes aus ihrem Miteinanderwandern fällt ihm ein. Manches Wort taucht in der Erinnerung auf aus der Ferne. Plötzlich dieses: Was würdest du sagen, müssten auch wir fort, ich und der Franz? . . . Das tut er nicht, der Herrgott . . Und wenn! . . . Könnte er's nicht tun? Wen muss er fragen? . . . Uns?

Der Alte erblasste. Eine von den zweien hat der Herrgott genommen, die Kreszentia, obwohl sie ihn getröstet: Das tu er nicht . . . Er hat's doch getan! Der zweite aber lebt, Franz . . . Dass er nur immer noch nicht daheim ist! . . . Wenn ihm der auch genommen würde! . . . Die Augen des Mannes starren stumm in den Abend. Nein, den Franz darf ihm der Herrgott nicht nehmen, er darf nicht, trotzt der Sepp. Darf nicht? . . Das tut er nicht . . . Wen muss er fragen?

Eine Stunde nach der andern vergeht, Franz ist noch immer nicht da. Solch ein Warten ist schwer. Am liebsten ging der Sepp hinüber zum Grossbauern, vielleicht ist der Franz dort bei der Brigitt und hat es gegen seinen Brauch heute nicht eilig heimzukommen. Wäre die Magd da, er würde hinüberschicken.

Da wird es plötzlich laut vor der Türe. Endlich, Gott sei Dank! Die Schritte mehrerer melden sich. Der Freund des Franz, Karl, schaut herein, ohne anzuklopfen, und würgt hervor: "Lochern, der Tag ist schlecht ausgegangen. Da bringen wir den Franz." Der Alte sank auf den Stuhl, als zwei Burschen den Toten hereintrugen. Die Frühlingsblüten hatten ihr Opfer gefordert.

Die Brigitt kommt mit den Eltern herüber zum Sepp. Es geht auf Mitternacht zu, als der Franz auf dem Bahrbett liegt, neben Kreuz und Rosenkranz die gelben Blüten in der Hand, die ihm das Leben gekostet. Der Alte hatte es abgelehnt, dass jemand bei ihm über Nacht bleibe. Allein will er mit seinem Franz sein und Wache halten.

Was der Greis in jener Nacht zum Herrgott sprach in seinem Schmerz, hörte nur dieser. Der Ewige zürnte ihm nicht. Er dachte der Krone, die sich jeder erkauft nur in Opfer und Kampf, und sprach: "Einmal wirst auch du es erkennen. Ich werde dich führen . . ."

* * *

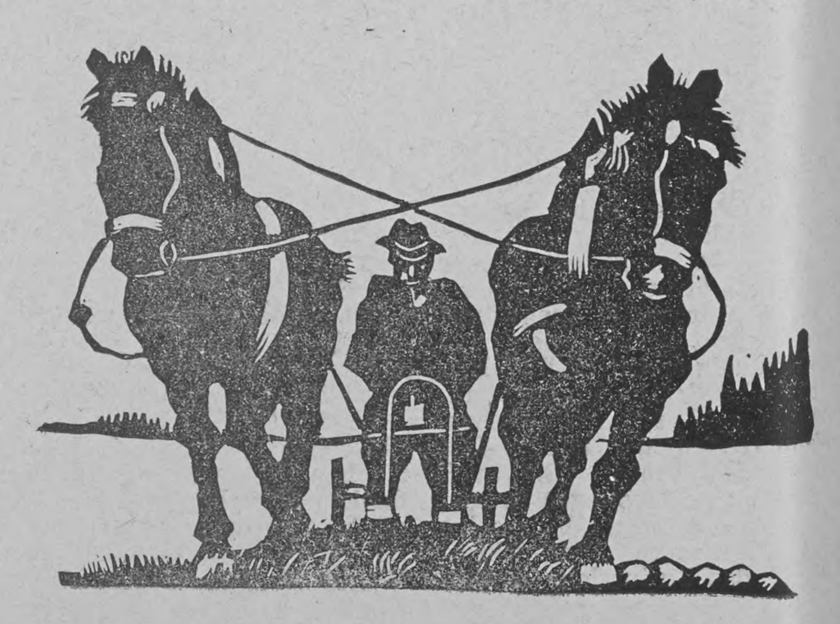
Seit diesem Tage sind drei Jahre vorüber. Der Lochner Sepp ist ein Sonderling geworden. Noch immer liegt er mit dem Herrgott im Krieg. Heftig klingen die Worte der Anklage nach oben: "Das hast du mir antun können? Was tat ich dir zuleid? Mein Haus war ein christliches. Wir hielten dein Gebot. Wir taten Gutes, wo immer wir konnten. Wir gaben den Armen, kein Bettler ging ohne Gabe und freundliches Wort vorbei. Andere, die tun, was sie wollen, findest du nicht mit deiner Rute. Uns hast du gefunden mitten im Glück und uns herausgerissen. Litt ich nicht ohnedies schon genug? Den Sohn nahmst du mir, das Weib, jetzt das Letzte, das Liebste. Zu dir soll ich beten? Dich soll ich gut nennen und barmherzig?"

Wiederholt kam der Pfarrer. Umsonst. All seine Worte waren verschwendet.

Der Mann kommt über die Frage nicht hinaus: Warum tat Gott mir das an?

Mancher Sonntag ging vorüber, ohne dass Sepp im Tal zur Kirche erschien. Mit den Leuten sprach er nur das Notwendige und wich ihnen aus, selbst dem Nachbar, mit dem er immer gut gewesen. Der Stellenberger erlebte das gleiche, als er Sepp abhalten wollte, so vom Herrgott zu denken. Birgitt allein galt noch etwas bei ihm und hatte einigen Einfluss, doch auch nicht immer. Den Verkehr mit dem Dorf zwecks Einkauf des Benötigten musste die Magd des Bauern besorgen, der die kleine Landwirtschaft des Sepp in Pacht genommen.

Nur drei Tage im Jahr, auch unter der Woche, kommt der Lochner zur Kirche, am Sterbe-



tag seines Sohnes, seiner Frau und seines Enkels, der für sie bestellten Seelenmesse beizuwohnen. Der Pfarrer denkt: Solange er seine Toten nicht vergisst, habe ich noch eine Hoffnung.

Heute ist der Sterbetag der Kreszentia. Ein Spät-Novembertag. Das Tal liegt schon seit Wochen im Schnee. Feuchtkalt ist der Morgen, der angebrochen, als die Birgitt eintritt, den Alten zu Tal zu begleiten. Allein lässt sie ihn schon lange nimmer gehen, denn er hat angefangen, gebrechlich zu werden, müsste dies den Jahren nach noch gerade nicht sein. Nach der Messe war man zum Grab gegangen, das das Mädchen geschmückt, soweit es die Jahreszeit möglich machte, dann heim. Herzlich froh ist der Sepp, als er zu Hause ist, so hart hatte ihn der Weg noch nie hergenommen wie heute. Der Birgitt dankt er mit einem leisen Nicken, aber nicht ohne zu sagen: Hätt' es nicht auch anders sein können? Wie schön wäre es gewesen!" — "Nicht greinen mit dem Herrgott!" mahnt das Mädchen und grüsst unter der Türe zurück, "ich tu es ja auch nicht. Hab' nicht weniger verloren als du!" — "Das meinst du," sagte der Mann vor sich hin, "du hast einen verloren, ich aber drei."

Langsam rinnen die Stunden des Tages weiter. Der Sepp ist an diesen Tagen viel bei seinen Toten. Immer sieht er heute die Kreszentia vor sich. Ist ja nicht möglich, dass sie so lange schon fort ist, kommt ihm vor, denn heute ist sie ihm so nahe.

Und doch ist es so. So lange schon ist sie fort.

Die Magd hat das Mittagessen abgetragen, einige Scheiter in den Ofen nachgelegt, dann geht sie. Sie weiss, er will allein bleiben.

Die Stunden wandern. Der Sepp ist vom Tisch zum Ofen übergesiedelt; gar nicht recht warm will ihm heute werden.

Es geht auf vier Uhr zu.Um diese Stunde hatte an diesem Tage die Kreszentia ihre letzten Worte zu ihm gesprochen: Wie lange dauere es noch, dann werde auch er nachkommen. Sie und der Pirmin würden ihm entgegeneilen, dass er nicht allein gehen müsse. Deutlich hört er die Worte und folgt ihren Gedanken. Er hält im Nachdenken inne. Ist er noch so, wie er damals gewesen? Hat sich nicht vieles in ihm geändert? . . . Nicht fürchten soll er sich vor dem Tod? . . . Fürchten? Vor wem? . . . An den er denkt, mit dem er in Hader liegt . . . Der wird sein Richter sein . . .

Er schrickt zusammen, an der Tür hat es geklopft. Er horcht: Jetzt ein zweites Mal. Er hat nicht im Sinn, zu öffnen. Da pocht ein Finger ans Fenster. Die Umrisse eines Gesichtes werden sichtbar. Schon lange hat der Sepp keinen Bettler mehr beachtet, kam auch selten einer mehr. Der Kopf will nicht vom Fenster, der Finger klopft immer wieder an. Er steht auf und geht auf das Fenster zu, durch das verhärmte Züge sich zeigen und eine Stimme hörbar wird: "Hunger! Hunger! Ein Stück Brot!"

Wäre die Kreszentia noch dagewesen, die wäre zur Türe gegangen und hätte den Fremden eingelassen, dass er raste, sich wärme und sättige. War sie denn in der Stube, dass die Türe aufging, nicht von ihrer Hand, aber durch sie von der Hand des Sepp geöffnet? War es ihre Stimme, die aus seiner sprach: "Du hast Hunger? Komm, setz dich!" Waren das die Hände der Kreszentia oder die seinen, die dem Bettler Brot und Milch brachten und auf den Tisch stellten, dass er esse und satt werde?

Der Lochner schaut dem Armen zu, wie er isst, wie er den letzten Tropfen Milch aus der Tasse schlürft. Er hört das Vergelt's Gott des Glücklichgewordenen, wann hat er diese Stimme schon gehört? Oft, oft, kommt ihm vor, aber schon vor langem. Eine magere Hand greift nach der seinen, zu danken, und er besinnt sich: Wo sah, wo fühlte ich diese Hand schon in meiner? Er forscht im Gesichte des Mannes, zwei helle, leuchtende Augen sehen ihn an. Wo sah er nicht schon diese Augen?

Der Fremde geht auf die Türe zu, dankt und grüsst. Er ist fort und der Alte allein. Und doch nicht allein.

Bei seinen drei Toten ist der Mann. Haben sie ihm einen

Wir sind kurzsichtig und es sieht so aus, als wenn wir uns alle Mühe gäben, kurzsichtig zu bleiben. Haben wir bis heute wirklich noch nicht gelernt, dass wir, wenn wir es mit der erwarteten neuen Weltordnung ernst meinen, viel mehr brauchen als nur eine neue Partei und neue Wirtschaftsordnungen?

Wir brauchen einen NEUEN GEIST.

Nur ein neuer Geist kann eine neue und wirklich bessere Ordnung schaffen.

Dieser neue Geist muss folgende Ordnung aufstellen:

Erst kommt Gott. Jede Partei, jedes Gesetz und jedes Programm muss mit Seinen zehn Geboten übereinstimmen. Ohne diesen Grundsatz gibt es neue UNORDNUNG, nicht aber NEUE ORDNUNG.

Zweitens kommt der Mensch. Es darf der Staat oder Nationalismus oder der Dollar nicht höher im Werte stehen als der Mensch. Bis jetzt war es so, dass man hier dem Staat, dort der Rasse oder anderen Nationalideen, und wieder anderswo dem Dollar mehr Rechte gab als dem Menschen.

Schaut euch jede Partei und jedes Programm, dass von Verstaatlichung oder von Nationalhass gegen andere Nationen oder mehr von "business" als vom Geist und Menschenrechten spricht, sehr gut an. Trotz ihrer unzähliger Versprechen drohen sie dem Menschen mit neuer Versklavung.

HILF DIE NEUE ORDNUNG BAUEN DURCH DEINE MITARBEIT AN DER MORALEN ODNUNG DER GEISTER.

Gruss schicken wollen in diesem Fremden, in seiner Stime, seinen Händen, seinen Augen? Wollten sie auf Besuch kommen und ihm sagen: Schau, jetzt sind wir beisammen. Ist's dir recht, dass wir da sind? Ein Frösteln schleicht dem Sepp über den Rücken, ihn friert. Auf die Bank neben dem Ofen setzt er sich, nachdem er ein paar ordentliche Scheite hineingesteckt. Es prasselt und singt aus den Flammen.

Draussen hat ein Schneetreiben eingesetzt. Der Wind rüttelt an den Balken. Als wolle er herein, so reisst und poltert er. Wo mag der Fremde sein? fragt sich der Alte. Wie der Sturm heult und jagt! Und er ist draussen im Sturm. Wäre er hier über Nacht geblieben? Die dünnen, zerschlissenen Kleider, die er anhatte! Die elenden Schuhe. Durch und durch nass war er vielleicht schon. In der Kammer wären Kleider und Schuhe genug gewesen für ihn. Der Pirmin hätte gesagt: Vater, ich hab' ja noch genug. Die Kreszentia hätte das Bett schon abgedeckt: Heute schläfst du bei uns. In solch ein Wetter lässt man keinen Hund hinaus. Und der Franz hätte gebettelt: Grossvater, gelt, ein paar Tag' kann er dableiben. War der Herrgott gut mit uns, müssen auch wir es sein mit den Armen. Klopft ein Bettler an, klopft der Herrgott an!

Der Lochner sieht ein: War ich gut auch mit ihm, mehr hätte ich tun können und sollen. Wegen mir geht er vielleicht zugrunde draussen im Unwetter. Wie habe ich ihn fortlassen können! Er sagt sich und bekennt: Hart war ich gegen die Armen in den Jahren, seit ich . . . seit ich zerfallen bin mit dem Herrgott. Käme der Mann doch zurück! Gutmachen würde ich vieles an ihm.

Und der Fremde kam wieder. Zaghaft klopfte sein Finger ans Fenster. "Habe nicht weiter können im Sturm!" entschuldigte er sich. "Weil du so gut mit mir warst, bin ich zurückgekommen. Nur unterstehen lass mich, bis es nachlässt zu wettern." Sepp lächelt: "Gesorgt habe ich mich um dich. Gott sei Dank, dass du da bist!" In der Kammer bringt er den Armen, trockene Wäsche und Kleider holt er ihm aus dem Kasten.

Jetzt sitzen sie beisammen. Der Fremde nimmt vom Brot auf dem Tische, trinkt vom Wein, den er sich aus der Speisekammer holen musste. Merkwürdig hingezogen fühlt sich der Alte zu diesem Gaste. So



müde er ist, diesem Gaste gegenüber will er sein Herz erleichtern und tut es. Wie alles in seinem Leben gekommen, erzählt er. Wie er mit dem Herrgott gehadert, verschweigt er nicht. "Jetzt weisst du alles. Wird mich der Richter verwerfen?"

Da schaut ihn der Bettler an mit den Augen des Enkels, legt die Hand auf die seine, die Hand gleich der seines Weibes, und spricht mit der Stimme des Sohnes: "Wäre auch weit und tief wie das Meer deine Schuld, klein wie ein Wassertropfen verrinnt sie, ist deine Seele voll Reue!"

Da sank das Haupt des Alten auf die Brust, und der Tisch ward genetzt von seinen Tränen.

Die Birgitt war voll Besorgnis noch spätabends herübergelaufen zum Sepp, nach dem Alten zu schauen. Da hatte sie durchs Fenster gesehen, wie ein Gast diesem gegenübersitzt, ein Fremder, den sie nie gesehen im Dorf. Sie wollte nicht eintreten und stören. Beruhigt eilte sie heim.

Als der Tag anbrach, hörte der Fremde aus Lochners Schlafkammer nebenan ein Stöhnen und fand den Alten im Sterben. Dieser war bei vollem Bewusstsein. "Die Kreszentia hat's versprochen, dass sie kommen, mich zu holen, mich zu holen, der Pirmin und der Franz und sie. Hab' die Stimme des Pirmin schon gekannt und die Augen des Franz und die Hände der Guten."

Die Hand des Fremden streicht dem Sepp übers Haupt, lind, wie es die Kreszentia ihm getan hätte: "Brauchst dich nicht zu fürchten."

Da kommt ein Lächeln in die Züge des Sterbenden.

Ohne dass man sie gehört, war Birgitt vor einigen Minuten eingetreten und war Zeuge dieses seligen Heimgangs. Vom Manne, den sie als den Gast des Vorabends erkannte, erfuhr sie, wie er liebevolle Aufnahme gefunden. Ihm, als wäre er ein Priester, habe der Greis sein Leben erschlossen in Demut und Reue. "Er ist heimgegangen in Gottes Frieden", damit drückte der Fremde dem Toten die erloschenen Augen zu . . .

Sprichwortweisheit der Völker

Schöne Frauen sind nur eine Woche gut, gute Frauen aber ihr Leben lang schön. (Indien.)

Der Mensch stolpert nicht über Berge, sondern über Steine. (Japan.

Jahannes und die heilige Mutter

Aus einer alten Passion entnommen.



Auch Johannes war im Hause des Kaiphas gewesen, und er ging weg, als man frühmorgens die Tore der Stadt öffnete, und kam zu Maria, der Mutter Gottes, und sprach mit grossem Weinen zu ihr: "O meine Fraue und all meine Freude, was tust du, oder was gedenkst du, oder was gibt dir der Heilige Geist, dessen du voll bist, zu verstehen von den Dingen, die da mit deinem lieben Sohne geschehen sind? O wie gar böse Mär habe ich dir zu verkünden! Aber mich zwingt die Not und deine Liebe und die Liebe meines Herrn und Meisters."

Da erschrack sie inniglich sehr, dass sie nicht bald Antwort zu geben vermochte. Doch fand sie mit grossem Seufzen diese Worte und sprach zu ihm: "Was hast du mir zu sagen? Warum weinst du so bitterlich?"

Johannes sprach: "O, meine süsseste Fraue! Die Sache ist gross, der Schmerz noch grösser, und die Trübsal wird dir die allergrösste sein."

Maria sprach: "Sag es mir, mein Allerliebster, und verziehe es nicht länger."

Johannes sprach: "O du meine allersüsseste Fraue, sobald ich dir gesagt habe, was geschehen ist, so wirst du die Allerleidigste und aller Scherzen und der Bitterkeit voll sein! Komme bald zu meinem Herrn, deinem allerliebsten Sohne, den die Juden gefangen haben und trachten, wie sie ihn töten. Nimm wahr, Judas Iskariot, einer aus den Zwölfen, hat ihn seinen Feinden um dreissig Silberlinge verraten; er kam mit der Menge der Bewaffneten und hat ihn böswillig in die Hände seiner Feinde gegeben. Komme bald, ob du ihn noch lebendig findest!"

Als Maria diese Worte hörte, fiel sie zur Erde nieder, und das Schwert Simons, dessen sie viel Jahre gewartet, empfing sie mit gar viel Schmerzen und Bitterkeit.

Da ward sie von Johannes und den heiligen Frauen aufgehoben, sie schlugen einen Mantel um sie und führten sie gen Jerusalem zu ihrem allerliebsten Sohne.

Sie weinte unaufhörlich durch die Strassen der Stadt und jammerte sprechend: "Wehe! wehe! mein lieber Sohn, wo werde ich dich finden? Warum haben sie dich mir genommen, mein allerliebster Sohn?"

Als sie zum Hause des Kaiphas gekommen waren, o wie gerne hätte sie ihn gesehen und mit ihm geredet. Aber beides war ihr verwehrt, denn sie fanden das Haus verschlossen aus Furcht vor dem gemeinen Volke, das den Herrn gar lieb hatte und an ihn glaubte.

So musste die Mutter Gottes, die Königin der Welt, vor dem Hause stehen, und es war ihr nicht vergönnt, zu ihrem göttlichen Kinde zu kommen.

Nun war es in der ganzen Stadt bekannt geworden, dass Jesus gefangen genommen sei, und es liefen die heiligen Frauen, die dem Herrn nachgefolgt waren, im grössten Jammer herbei und umringten die schmerzhafte Mutter. Es liefen auch viele bewaffnete Juden herbei, grimmig wütend gleich den Wölfen gegen das sanftmütige Lamm, das der Welt Sünden trägt.

Davon ward der Jammer der heiligen Mutter Gottes mannigfaltig gemehrt, und sie mochte wohl, die allertraurigste Mutter, nicht unbillig den Jünger Johannes fragen: "Lieber Freund Johannes: Wer ist bei ihm? Wo ist Petrus und die andern Jünger?"

Da antwortete ihr Johannes: "O, meine allerliebste Frau, du sollst mich nicht fragen; denn ich habe dir nichts zu sagen, das dir auch nur einigen Trost bringen möchte, sondern allein das dir Schmerz bringt und dein Leid vergrössert und mehrt. Habe ich dir nicht gesagt, dass ihn Judas verraten habe? Nun hat Petrus seinen Meister in dieser Nacht dreimal verleugnet, dass er ihn nie gekannt habe, und überdas sind die andern Jünger alle von ihm geflohen aus grosser Furcht vor den Juden, und er ist mutterseelenallein unter seinen grimmigsten Feinden."

Als Maria das gehört, sind alle ihre Glieder erzittert, und sie mochte sprechen: "Ach wehe, wehe, mein liebster Sohn! wie viel Uebles ist so gar bald auf dich gefallen, so gar übel haben deine Jünger an dir getan, die du dir sonderlich aus allen Menschen der Welt erwähltest und zu deiner Heimlichkeit gelassen; denen du viele andere Guttat erwiesen hast. Was tun dann deine grimmigsten Feinde, die dich allweg gehasst und alle deine Worte und Werke böslich ausgelegt haben?

O mein allerliebster Sohn, in dir habe ich alles das gehabt, dessen meine Seele begehrt hat!

Nun bitte ich dich, dass du von mir meine Seele nehmest, damit ich nicht gezwungen werde, deine unmässige Marter zu schauen."

Nun tat man bald die Pforten des Hauses auf, und sie führten Jesus mit auf seinen Rücken gebundenen Händen gleich einem Dieb und todeswürdigen Mörder heraus. Er ging in der Mitte der Soldaten; denn diese waren aufgeboten aus Furcht vor dem gemeinen Volk, welches die obersten Priester mehr fürchteten als den allmächtigen Sohn Gottes, den sie gebunden und gefangen führten.

Hier merk, ob Christus seine allerbetrübteste Mutter, die er da stehen gewusst hat, in so grossem Schmerz wohl angesehen oder mit ihr geredet habe. Ich schätze wahrlich, dass er sie nicht angesehen; nimm wahr, er hat ihr sein von dem Anspeien der Juden also verunstaltetes Angesicht nicht zeigen wollen, dass er ihren Schmerz nicht mehrte; drum es zu glauben, dass er sein Angesicht von ihr zur andern Seite abgekehrt habe, und das ist sicherlich nicht ohne grosse Schmerzen für ihn geschehen.

Die biblischen Ereignisse der Osterzeit

Von P. Jos. Schneider, O.M.I.

Die vier Evangelisten erzählen sie mit rührender Sachlichkeit. Jeder von ihnen erwähnt davon nur das eine oder andere, was ihm besonders am Herzen lag. Von ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge sagen sie nichts. Sie überlassen es ihren Lesern, die Einzelbeiträge in genauen Zusammenhang zu bringen. Wem das gelingt, dem ergibt sich ein liebliches Gesamtbild von der Hirtenliebe und Hirtensorge des Auferstandenen für die Seinen.

Wir erinnern uns der Kreuzabnahme am Spätnachmittag des Karfreitags. Johannes der Apostel, Josef von Arimathäa und Nikodemus vollzogen sie mit Erlaubnis der Römischen Behörden. Nur für einen Augenblick ruhte der Leichnam Jesu auf dem Schosse Seiner Mutter. Die Zeit zum Begräbnis war kurz bemessen: begann doch am Abend um sechs Uhr der Sabbattag, ein Tag unbedingtester Ruhe, wo das Gesetz mit pharisäischer Strenge jedwede Arbeit verhinderte, selbst einen längeren Marsch zu Fuss. So hatten die Freunde Jesu es eilig. Nur das Allernotwendigste konnten sie tun zur Herrichtung des toten Meisters: sie wickelten Ihn in Linnentücher und bargen Ihn im nahen Felsengrab des Ratherrn von Arithmäa. Und dann eilten sie heim, um mit dem Gesetz der Sabbatruhe nicht in Conflikt zu geraten. Dort hielt sie die erzwungene Ruhe bis zum übernächsten Tag. Die ersten Stunden dieses Tages sahen die Frauen wieder auf dem Weg. Es drängte sie am Heiland nachzuholen, was sie vorher hatten unterlassen müssen. An Auferstehung dachten sie nicht. Der Herr hatte ihnen öfters davon geredet; der überwältigende Kummer ob des vergangenen Trauerspiels liess es ihnen nicht zum Bewusstsein kommen. So wollten sie denn dem Leib des Herrn die letzten Ehren erweisen und ihn zu dauerndem Grabesschlummer bereiten. Zu dem Zweck hatten sie bei Seinen Freunden und Verehrern eine gute Summe Geldes gesammelt und damit 100 Pfund kostbarster Salbe erstanden; die brachten sie mit zur Einbalsamierung. Nur eine Sorge drückte sie:

"Wer wird uns wälzen von
dem Grab
den grossen schweren Felsen ab?"

Eitle Sorge! Wie sie näher kommen, gähnt ihnen wie ein grosses Rätsel die offene Grabeshöhle entgegen. Von der römischen Wache keine Spur. Stattdessen sitzt ein Bote des Himmels da und kündet ihnen die Osterbotschaft. "Was suchet ihr den Lebendigen bei den Toten? Jesus der Gekreuzigte ist auferstanden und nicht mehr hier; gehet hin und saget es Seinen Jüngern, besonders dem Petrus!" Die aber sassen in der Stadt hinter verschlossenen Türen und weinten. Die Nachricht der Frauen muss wie ein Donnerschlag zwischen sie gefahren sein. Was sollten sie aus den Einzelheiten ihres Berichtes machen? Schwere Zweifel kämpften in ihnen mit froher Erwartung. Den Petrus und Johannes trieben Spannung und Neugierde hinaus auf den Weg zum Kalvarienberg. Sie liefen um die Wette. Johannes, noch jung an Jahren, erwies sich bei weitem als der beste Läufer. Er gelangt zum Grab und bleibt voll Ueberlegung an der Türe stehn. Der feurige Petrus kommt und stürmt über ihn hinweg. Beide landen zusammen in der Felsenhöhle. Was sie sahen, bot nicht das geringste Zeichen von Hast oder Uebereilung. Die Tücher lagen schön gefaltet auf der Seite. Es dämmerte ihnen: das war genau, was der Herr so oft vorausgesagt: "Sie werden mich gefangennehmen und töten, doch am dritten Tage werd ich wieder auferstehn." Dem Rest der Jünger Jesu kam diese Erkenntnis nur sehr langsam; sie schienen nicht zu wissen, was sie mit der Engelsbotschaft anfangen sollten. Sie dachten vorerst an ein menschliches Unternehmen zu

Gunsten des Herrn. Handelte es sich um eine Ueberführung des Leichnams durch unbekannte Freunde? Vielleicht hat man ihn an eine andre Stelle gebracht, um ihn vor feindlichen Racheanschlägen zu bewahren. Maria Magdalena scheint die Möglichkeit dessen erwogen zu haben. Schweren Herzens wandert sie im Garten umher. Vielleicht findet sie eine Fuhsspur, vielleicht einen Bekannten, der ihr die erwünschte Aufklärung gibt. Doch siehe, da steht ja ein Mann zwischen den Blumenbeten. Sie kennt ihn nicht; meint, es sei der Gärtner des reichen Josef von Arimathäa. Ihrem trauerumflorten Auge ermangelt die klare Sicht. Sie eilt zu ihm und fragt: "Weisst DU nicht, wo sie den Meister hingenommen?" Keine Antwort. Statt dessen gleitet mit beruhigender Langsamkeit und erquickender Herzlichkeit ein Gruss von seinen Lippen: "Maria . . ." Das gibt ihr die gewollte Aufklärung. Wie aus schwerem Traum erwachend gibt sie wie von selber ihren Gegengruss: "Meister . . . !" Erstaunen und unendliche Freude spiegeln sich darin. Ja, dieser Mann, der vor ihr stand, war kein andrer als der Heiland selber. Sie sinkt vor Ihm nieder und umarmt Ihn. Tränen der Freude rinnen dabei auf Seine Füsse nieder. Der Herr lässt ihr nicht gerade viel Zeit dazu. Nach einer Weile hört sie dieselbe liebe Stimme wieder: "Halte mich nicht fest Maria; wenn wir einmal droben im Himmel sind, dann magst Du es tun; da gibt es keine Trennung mehr. Nun aber gehe hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich gehe hinauf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu Eurem Gott.' ' Und Magdalena's glorreiches Erlebnis war vorbei. Sonderbar; der Herr, der früher niemals Eile verraten hatte, schien es diesmal eilig zu haben. Einige der andren Frauen suchten noch nach Ihm. Den Petrus und Johannes hiess es im Glauben an Seine Auferstehung bestärken; der erstere brauchte vor allem ein Zeichen der Vergebung für seine Verleugnungssünde. Mit all dem befasste sich der Heiland an jenem Morgen, und so erreichte Botschaft um Botschaft über Ihn die trauernden Jünger im Abendmahlssaale.

Der Nachmittag sieht zwei Seiner Anhänger auf dem Weg von Jerusalem nach Emmaus. Meile um Meile schreiten sie dahin in Unterhaltung versunken. Wie sie sich umblicken, gesellt sich ein Wanderer zu ihnen. (Es ist der Auferstandene, doch sie erkennen Ihn nicht). Er war eine Strecke Wegs hinter ihnen hergegangen und hatte sie scheinbar belauscht. Nun schaut er sie an: "Was sind das für Reden, die ihr da führet? Und traurig seid ihr auch. Warum das alles?" Das bringt sie beinahe ausser Fassung: "Bist Du der einzige Fremdling in Jerusalem, der nicht weiss, was sich hier am Ende der Woche zugetragen?" Die Felsen hatten gezittert und die Sterne getrauert beim Tod des Meisters; Tausende in der Hauptstadt hatten in tiefem Erschauern an die Brust geklopft: doch diesen Sonderling schien das alles völlig kalt zu lassen. Nicht die geringste Aufregung oder Neugierde verrät sein Gesicht. Stattdessen fragt er in kaltblütiger Einsilbigkeit: "Was . . . ?" Und sie erzählten Ihm von Seinem eigenen blutigen Ende auf Calvaria; von der gewaltigen Macht Seiner Predigt und dem ungeheuren Eindruck Seiner Wundertaten. Von den grossen Erwartungen, die sie selber gehegt. Von dem schweren Rückschlag, den sie durch Seine Hinrichtung erlitten. Von ihren zerbrochenen Hoffnungen. Von der sternenlosen Nacht, die über all die Ereignisse sich breitete. Nun nahm ihr Begleiter das Wort. O wie auf einmal der Rede Strom von Seinen Lippen floss! Keine Spur vermeintlicher Interessenlosigkeit an jenen Dingen; nein, Er wusste mehr als sie! Wie ein Kunstmaler zauberte Er in weniger schweren Strichen ein überwältigendes Bild der Geschehnisse vor sie hin. Mächtige Lichtbündel beleuchteten auf einmal den schwarzen Untergrund des Karfreitags: Strahlen aus Moses und den Psalmen; Strahlen aus den Weissagungen der Propheten, so dass des Herren Tod zuletzt in erhabener Selbstverständlichkeit dastand. Wie konnte er bloss ein Rätsel sein? Der ganze alte Bund hatte darauf hingewiesen! "Christus musste also leiden, um einzugehn in Seine Herrlichkeit." "Brannte nicht unser Herz in uns, werden die zwei bald rufen, als Er uns so meisterhaft die Schrift aufschloss?"

Sie erreichten das Ziel ihrer Reise. Sie luden ihren seltsamen Begleiter in eine Herberge zum Nachtessen ein. Das Brot wurde aufgetragen. Der Fremdling griff danach, nahm es ehrfurchtsvoll in Seine Hände, dankte mit zum Himmel erhobenen Augen, brach es und gab es ihnen und — verschwand. Was war das? Wie Schuppen fiel es ihnen von den Augen. Der,

PALMSONNTAG

Epistel: Phil. 2, 5—11.

Brüder! Seid so gesinnt wie Christus Jesus. Er, der in Gottesgestalt war, erachtete sein gottgleiches Sein nicht für ein Gut, das er mit Gewalt festhalten sollte. Vielmehr entäusserte er sich, nahm Knechtsgestalt an und wurde den Menschen gleich. Er erschien im Aeusseren als Mensch und erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tode am Kreuze. Darum hat ihn Gott auch so hoch erhoben und ihm den Namen gegeben, der über alle Namen ist: Im Namen Jesu sollen sich aller Knie beugen, im Himmel, auf Erden u. unter der Erde. Alle Zungen sollen zur Ehre Gottes, des Vaters, bekennen: Jesus Christus ist der Herr.

mit dem sie gewandert, war der Auferstandene selbst gewesen. Wer anders als Er hatte immer so das Brot gesegnet! So oft Er selber ass oder die Massen der Hungrigen speiste! Nun wussten sie alles, und all das Geheimnisvolle der letzten Stunde wurde ihnen zum seligen Erlebnis. Es trieb sie unverzüglich nach Jerusalem zurück, davon den Freunden zu erzählen. Dort aber hatte sich bereits die seelische Umwandlung von schwerster Trauer zum hellsten Osterjubel vollzogen. Wie hatte doch Jesus ihnen gesagt am Abend vor Seinem Leiden?" "Ihr werdet traurig sein . . . ; doch eure Trauer wird sich in Freude wandeln, und diese Freude wird euch niemand nehmen." Gerade dieser Umschwung war jetzt bei Seinen Getreuen in vollem Gang. So empfing sie denn bei ihrem Erscheinen lautes Frohlocken: "Der Herr ist wahrhaftig erstanden und dem Simon (Petrus) erschienen." Sie konnten ihren Bericht nur zur Vermehrung der allgemeinen Freude hinzufügen. Bis dahin war wohl bei allen Jüngern die hl. Begierde entbrannt, den Heiland selbst zu sehen. Ob's ihnen wohl werden wird? Doch siehe: da steht Er ja leibhaftig unter ihnen. Durch die verschlossene Tür ist Er gekommen, wie ein Sonnenstrahl durch Fensterscheiben bricht. Sein Ostergruss klingt ihnen entgegen: Der Friede sei mit euch! Und Er zeigt ihnen die glühenden Rosen Seiner hl. Wunden in den Händen und Füssen. Wie sie sich schämen ob ihrer Mut- und Hilfslosigkeit in den vergangenen Tagen! Der Der Heiland hilft ihnen darüber hinweg: "Kommet und betastet meine Glieder; ein Geist hat nicht Fleisch und Bein so wie ich sie habe." Dann wird Er auf einmal feierlich: "Wie der Vater mich in die Welt gesandt hat, so sende ich euch. Wem ihr die Sünden vergebt, dem sind sie vergeben." Das also war der Zweck Seines nächtlichen Besuches. Es handelte sich um die Einsetzung des Beichtsakramentes zum Trost aller schmerzenden Gewissen in der weiten Welt.

Schon am Spätabend dieses Tages waren den Jüngern mehrere Dinge klar. Der Heiland war wieder lebendig. Was sie da gesehen, war kein Gespenst. Nein; es war derselbe Jesus, der am Kreuz gehangen; Seine Wunden waren der Beweis dafür. Es war derselbe Meister, der 3 Jahre lang ihr Lehrer und Erzieher gewesen in göttlichen Dingen. Hat Er doch bereits die Fäden dieses Werkes wieder aufgegriffen dort, wo Sein Tod sie abgerissen: mit der gewohnten Zielstrebigkeit spinnt Er sie weiter. Es ist auch die altgewohnte Liebe, die ihnen entgegentrat. Wie ihre Feigheit in der Leidensnacht an ihrem Gewissen nagt! Doch von alledem sagt der Heiland nichts. Nicht der leiseste Vorwurf oder Tadel kommt von



Im Abendmahlsaal

Seinen Lippen. Er ist nichts als lauter Liebe und Freundlichkeit. —Dieses Werk der Wiederaufrichtung, Tröstung, Ermutigung wird Er an ihnen fortsetzen für volle 40 Tage.

Vorerst gilt es noch die Zweifel des ungläubigen Thomas an der Auferstehung zu zerstreuen. Deshalb erscheint Er wiederum den Elfen in Cönaculum (Abendmahlssaal). Es war am achten Tag. Ganz kurz grüsst Er die Seinen mit dem Gruss des Friedens. Dann schreitet Er auf Thomas zu und nimmt ihn beim Wort: "Du verlangtest meine Wunden zu sehen und zu berühren. Deshalb her mit deinem Finger und grabe ihn in die Spuren der Nägel. Her mit deiner ganzen Hand und versenke sie in meiner Seite." Es war ein voller Sieg. Zerschmettert von der Gewalt der Tatsachen fällt Thomas vor Ihm nieder: "Mein Herr und mein Gott!"

Gleich nachher macht sich der Heiland fort von Jerusalem. Wurde es Ihm zu enge in den blutbespritzten Mauern der prophetenmörderischen Stadt? Er ladet Seine Freunde nach dem Norden ein, in die landschaftliche Stille und Anmut des geliebten Sees von Genesareth. Dort wollen sie sich treffen. Hier nun zeigt Er sich ihnen wiederholt und redet ihnen vom Reiche Gottes. Er ergänzt ihre Vollmachten; weist sie hin auf den Beistand des Hl. Geistes im Werke der Weltmission, lüftet den Schleier über ihrem Zukunftsschicksal. Sie werden Ihm Zeugen sein bis an die äussersten Grenzen der Erde.

Einmal waren ihrer 500 zusammen, als Er sich ihnen offenbarte. Ein andres mal überraschte Er einige Apostel beim Fischfang in der Morgenfrühe und füllte ihr Boot bis an den Rand. Nach dem Picnic—er selber hatte dazu in rührender Demut ein Feuerchen gebaut—bestätigte Er den Petrus als Seinen Obersten Stellvertreter in der Kirche: "Weide meine Lämmer, weide meine Schafe."

So nahten sich langsam die letzten Stunden Seines Verweilens auf Erden. Er sendet Seine Jünger vor sich her nach der Hauptstadt zurück. Dort angelangt, nimmt Er sie zum Abschied auf den Oelberg; genau an jene Stelle, wo Er vor wenigen Wochen Seinen Opfergang begonnen. Wo sein Herz in fürchterlichen Wehen Ihm den Angstschweiss aus den Poren trieb. Heute ist es anders. Heut steht Er da in königlicher Majestät. In kurzer und gewaltiger Rede betont Er ein letztes Mal Sein Eigentumsrecht auf alle Völker. "Mein sind sie, denn ich habe sie erschaffen. Doppelt sind sie mein, denn ich habe sie um den Preis meines Lebens erlöst. Darum gehet hin und lehret und taufet sie auf meinen Namen und erfüllet sie mit meinem Geist. Nicht frei wird es ihnen stehn, mich anzunehmen oder zu verwerfen. Wer glaubt, wird selig werden; wer nicht glaubt, wird verdammt werden. Ich selber aber werde bei euch sein alle Tage bis zum Ende der Zeiten."

Dann breitet Er Seine Arme über sie zum letzten Segen. Und langsam hebt Er sich empor und geht in den Himmel hinauf. Die Getreuen schauen Ihm lange nach, bis Er über den Wolken verschwindet. Zwei Engel rufen sie aus ihrer seligen Verzückung in die graue Alltagswirklichkeit zurück. "Dieser Jesus, der soeben aufgefahren, wird am Jüngsten Tage wiederkommen."

So gingen sie alle in die Stadt zurück. In wenigen Tagen wird des Geistes Feuertaufe sie mit Löwenstärke rüsten zum Weltapostolat. Trauer und Freude kämpften auf ihrem Heimgang in ihnen um die Oberhand. Trauer—; denn der Meister war fort. "Ihr werdet mich nicht mehr sehen", und "wenn der Bräutigam geschieden ist, dann kommt die Zeit zum Fasten . . ." Freude—; denn Könige und Fürsten hatten begehrt zu sehen, was sie gesehen, und es ward ihnen nicht zuteil. Sie aber hatten als wahrhaft Auserlesene zum Freundeskreis des Welterlösers gehört. Sie waren Augen- und Ohrenzeugen seiner Herrlichkeit gewesen.

Ist es nicht ein wunderschönes Gesamtbild, das uns diese Zusammenstellung der Osterberichte aus den Evangelien vor die Seele zaubert?

Gutem Rat zu folgen ist niemand zu alt und zu weise.

Güter sind uns gegeben, des Lebens Last zu erleichtern, nicht das Leben, um uns schwer zu beladen mit Gut.

Das Glücklichsein, sich innerlich Glücklichfühlen ist eine Gabe des Schicksals und kommt nicht von aussen. Man muss es sich, wenn es dauernd sein soll, immer selbst erkämpfen. Das ist aber auch tröstend, denn man kann es auch immer erkämpfen.

In den Brunnen, aus dem man getrunken hat, soll man keinen Stein werfen.

Trösten ist eine Kunst des Herzens. Sie besteht oft nur darin, liebevoll zu schweigen und schweigend mitzuleiden.

Wahrheit suchen, Tugend üben,
Gott und Menschen herzlich lieben,
Das sei unser Losungswort!

Der Zaunkoenig



(Fortsetzung)

Von Reimmichel

Während des Frühstückes sah der Alte immer wieder auf die Uhr, um dem Burschen zu bedeuten, dass er schnell mache. Dann steckte er ihm noch ein geräuchertes Fleisch und ein Brot in das Felleisen, besprengte ihn mit Weihwasser, zeichnete ihm ein Kreuz auf die Stirne und drängte:

"Geh jetzt in Gottesnamen . . . Der Herr sei mit dir auf allen Wegen . . . Wenn du hörst, dass ich gestorben bin, betest du mir ein Vaterunser."

Der Zaunkönig drückte die Hand des Alten und sagte in merkbarer Rührung:

"Lieber Meister, vergelt Euch Gott alles, was Ihr an mir getan habt . . . Wenn Euch etwas fehlt, lasset mir schreiben, dann komm ich schnell . . . Aber ich werde beten, dass Ihr gesund bleibet . . . Ich dank Euch noch einmal von ganzem Herzen."

"Lass die Dummheiten! Ich hab nie einen Dank gefordert und brauch keinen."

So schieden sie von einander.

Der Rassler hatte verlangt, dass der Bursch, um eine Begegnung mit Alberta zu vermeiden, nicht durch den Markt, sondern über den Feldweg hinaus auf die Landstrasse gehe. Nun schaute er länger als eine Viertelstunde vom Fenster aus durch sein grosses Perspektiv dem Fortwandernden nach. Plötzlich gab es ihm einen Riss . . . Höllenhagel, wo kommt das Weibsbild her? . . . Ein lichtblaues Kleid hat sie an und eine weisse Schürze . . . Das ist akkurat der Teufelsfratz . . . Hinter dem Heuschuppen muss sie gesteckt sein . . . Aha, einen Blumenstrauss hat sie in der Hand, den gibt sie ihm jetzt . . . Wenn die zwei wüssten, dass ich ihnen zuschaue! . . . Ha, jetzt hält sie ihr weises Tuch vor's Gesicht und flennt . . . dumme Geiss du! . . . Sie geben sich die Hand . . . nein, küssen tun sie sich nicht . . . Der Bub ist gescheiter als das Mädel . . . Er hat sich schon losgerissen und geht tapfer davon . . .

Der Rassler setzte das Perspektiv eine Minute lang ab, dann guckte er wieder durch's Rohr . . . Bub — Narr — mach, dass du weiterkommst . . . Was hast du immer umzuschauen? . . . Und gar den Hut nimmt er ab vor dem Weibsbild und schwenkt ihn auf und ab . . . Sie, die Gans, natürlich hört nicht mehr auf, mit ihrem Flattertuch zu schlagen und zu winken . . . Endlich — endlich ist die Komödie aus, — sie sehen einander nicht mehr.

Grimmig lachte der Rassler.

Zwei Stunden später kam Alberta ins Uhrmacherhaus und brachte mehrere Kleidungsstücke in einem Korb mit sich. Sie war blass und überwacht, doch grüsste sie den Alten freundlich:

"Guten Morgen, Onkel . . . Ist der Hans fort?"

"Du Schlange, das weisst du besser als ich", schnaubte der Rassler.

"Woher soll ich es besser wissen?" stutzte das Mädchen.

"Kennst du nicht ein gewisses junges Weibsbild, das heute sehr früh aufgestanden ist und Blumen gepflückt und einen Strauss gebunden und einen Spaziergang auf die Landstrasse gemacht hat, he — he?"

"Wer? . . . Wer? . . . Onkel, wer hat dir das verraten?" schrie das Mädchen, das bis an die Haarwurzeln erbleicht war.

"Die Wände haben Ohren und die Fenster Augen."

Alberta sah im Zimmer herum und erblickte das auf dem Fensterbalken liegende Fernrohr. Da ging ihr ein Licht auf.

"Onkel, das ist nicht schön", kreischte sie zornig, "das ist abscheulich, den Leuten auf Schritt und Tritt nachzuspionieren."

"Hüt' deinen Schnabel! Abscheulich, schändlich ist, ein Versprechen geben und es dann nicht halten."

"Ich hab dem Hans nur einen Reisebüschel gebracht, das ist doch nichts Schlechtes."

"Ihr habt gestern beide versprochen, nicht mehr zusammen zu treffen."

"Das hab ich nicht so ernst genommen und der Hans kann nicht helfen dafür."

"Ja, der Bub ist gescheiter als du, obwohl du

um ein Jahr älter bist. Merk dir eines: Aus der Unaufrichtigkeit wächst kein Glück."

"Was meinst du damit?"

"Wer dem einen sein Wort bricht, bricht es auch dem andern."

"Nein. Ich breche mein Wort nicht — niemals — dem Hans nicht und dir auch nicht."

"Wir wollen sehen", knurrte der Alte.

Das Mädchen setzte sich an den Tisch und weinter krampfhaft.

VIII.

Der Zaunkönig stapfte rüstig talauswärts. So schwer ihm auch die Trennung von dem geliebten Mädchen auf dem Herzen lag, fühlte er doch eine innere Wärme und ein Glück wie noch nie in seinem Leben. Immer wieder drückte er den Wanderstrauss, der aus Rosen, Nelken, Reseda und Vergissmeinnicht bestand, an seine Wangen und sog den feinen Duft mit der Nase ein, immer wieder dachte er an die lieben, süssen Worte, die Alberta zu ihm gesprochen und an die Trännen, die sie ihm nachgeweint hatte. Als er nach dreistündiger Wanderung in die Nähe von Pertendorf kam, ertönten Böllerschüsse, und Blasmusik klang an sein Ohr. Was mag da los sein? Eine Hochzeit? . . . Er schritt durchs untere Gässchen auf das Haus des Wagnermeisters Gall zu, wo seine Muttersschwester, die Gilgen-Stasi, verheiratet war. Dort standen eine Menge festlich geputzter Leute und da sprang ihm schon ein Mann entgegen — der Spengler-Lenz — sein Vater.

"Hans, mein Bub, Hans, bist du's wirklich?" rief der Flatterer; "sie haben vergessen, dich einzuladen, aber jetzt kommst du herwärts, das ist schön."

Der junge Mann drückte dem Vater die Hand und fragte:

"Was gibt's hier für ein Fest?"

"Was gibt's hier für ein Fest?"

"Ja, weisst du gar nichts? Der Gall-Martin, dein Geschwisterkind, heiratet die Kassltischlertochter von Niederegg, die Lori; ihr Vater ist der Bruder von deinem Taufgöt — dem Schnatterer, haha . . . Da hast du doppelt Ursach, dabei zu sein."

"Ich niemals. Ich muss fort, weil ich heute noch bis Salhofen kommen soll."

"Ja, wie denn? Hat dich der Rassler verjagt oder bist du ihm davon gelaufen?"

"Nein, der Meister ist sehr gut mit mir gewesen und jetzt schickt er mich auf die Wanderschaft, damit ich noch mehr lernen kann."

"Auf die Wanderschaft? Also auf die Walz. Hast du Geld? . . . Du, Hans, du könntest mir vielleicht . . . aber davon reden wir später . . . Heute musst du in jedem Fall dableiben, auf einen Tag kann's dir nicht ankommen."

Und schon riefen mehrere Stimmen:

"Der Hans ist da, der Zaunkönig."

Die Verwandten — die Bäschen und die Vettern alle — traten herzu und redeten auf den jungen Mann ein, zuletzt kam noch Stasi, die Tante, und liess ihn nicht mehr aus. Es wär' eine Schande, eine Unehr' für die ganze Familie, erklärte sie, wenn er schon da sei und von der Hochzeit davonlaufen würde. So blieb dem armen Zaunkönig, wie ungelegen und unerfreulich es ihm auch kam, doch nichts übrig, als gute Miene zu machen und an der Hochzeit teilzunehmen. Er hinterlegte seine Sachen im Wagnerhaus und ging, nachdem die Braut angekommen war, inmitten der Hochzeitsgäste in die Kirche. Während der heiligen Handlung, die sehr feierlich begangen wurde, musste er immer an Alberta denken; in zwei Jahren würde er mit ihr am Altare stehen.

Das Hochzeitsmahl fand beim Ochsenwirt statt. Ehe es begann, zog der Flatterer seinen Sohn in die Kleine Stube, wo vor einem Liter Wein der Schnatterer und der Frackbichler sassen. Die beiden sprangen auf, fassten jeder eine Hand des jungen Mannes und riefen:

"Hans, mein Gotlbub! — Goldener Junge! — Grüss dich Gott! Wir haben uns länger als ein Jahr nicht mehr gesehen. — Bist du glücklich dem Drachennest entronnen?"

Der Zaunkönig schüttelte abweisend den Kopf.

"Hans, du bist so gross und schön herangewachsen, dass ich als Gotl stolz sein kann auf dich", schnatterte der Schnatterer in einem fort weiter, "nein, sei still, ich schmeichle dir nicht, ich habe mir's heute unterm Amt schon gedacht, in der ganzen Kirche ist kein so schöner, sauberer Mensch wie du."

"Ausgenommen der Schnatterer, hähähä", lachte der Spengler.

"Hoho, Flatterer, so schön wie du bin ich immer noch. — Gott sei Dank, ich hab mich gut erhalten und fühle mich noch jung. Mein weisser Kopf tut der Jugend keinen Eintrag. Der Kirschbaum blüht umso weisser, je jünger er ist. Ich hab in Paris den König von Albanien gesehen, der bildschön und blutjung war und doch schneeweisse Haare hatte . . ."

"Oha, Schnatterer, Albanien hat gar keinen König", fiel ihm der Frackbichler ins Wort.

"Was, du Studierter? Soviel Wissenschaft wie du im Kopf, hab ich in der kleinen Zehe. Ich hab mehr Könige gesehen, als du Knöpfe an deinem Frack hast. Was weisst du von Königen? Höchstens, dass es einen Eichel-, Laub- und Schellkönig gibt."

"Hoio, Brüder, nicht plänkeln, sondern trinken!" fuhr der Flatterer dazwischen. "Mein Sohn hat Geld, er zahlt einen Liter."

"Bist du gescheidt? Meinen Gotlbub hab ich niemals zahlen lassen. Da bin immer und überall ich da. Hans, auf dein Wohl!" rief, das Glas erhebend, der Schnatterer, dann stimmte er im tiefen Bass an:

"Trink, Kamerad!"

Sogleich fielen die andern zwei ein und sangen zum Bass im klingenden Terzett:

"Trink, trink, trink, Kamerad!
Geht die Trommel früh und spat,

So in Kriegs- und Friedenszeit,
Ob es regnet oder schneit:
Trink, trink, trink, Kamerad!"

Während sie sangen, musterte der Zaunkönig die drei Kumpane. In ihrem ganzen Gehaben waren sie immer noch die Alten und doch hatten sie sich nicht unwesentlich verändert. Der Vater war abgemagert und schlaff im Gesicht, er hatte graudurchsetzte Haare und unnatürlich flackernde Augen . . . Im glattrasierten, schwammigen, roten Gesicht des Schnatterers war die Nase fast stahlblau geworden, die Kopfhaare standen immer noch bürstenartig nach aussen, waren aber schneeweiss. Die kleinste Veränderung zeigte der Frackbichler. Zwar lagen auch auf seiner Stirn einige Falten, aber sonst hatte er noch die elastische Figur, das braune, geschniegelte Haupthaar und den aufgezwirbelten Schnurrbart von einstens. Nur seine Kleidung war, wenn auch sauber, doch sichtlich herabgekommen. Der Frack glänzte verdächtig und liess hier und dort weisse Fäden durchscheinen . . . Viel Zeit blieb dem jungen Mann für seine Betrachtungen nicht; denn eben trat der Wirt herein und rief die Gäste zur Hochzeitstafel.

Beim Mahl hatte der Zaunkönig an seiner linken Seite den Frackbichler, zu seiner Rechten sass im Kranzjungfrauenstaat Agnes, die jüngste Schwester der Braut, ein dralles, keckes Mädchen mit feuerroten Haaren und sommersprossigem Gesicht. Ihnen gegenüber sassen der Schnatterer und des Zaunkönigs Vater. Alle Mädchen taten dem jungen Uhrmacher schön und gaben sich Mühe, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Am aufdringlichsten war Agnes, seine Tischnachbarin. Sie biederte sich ihm förmlich an, lachte ihm fortwährend zu und umschmeichelte ihn auf jede Weise. Der Zaunkönig aber wahrte einen kühlen Ernst, blieb verschlossen und einsilbig. Wenn er etwas mehreres redete, sprach er mit dem Frackbichler zu seiner Linken. Da rief der Schnatterer über den Tisch herüber:

"Du, Hans, du wirst doch nicht in den Frackbichler verliebt sein. Du musst dich mehr um deine Gespanin kümmern. Ihr zwei — du und die Agnes — gehört zusammen, schon von meinetwegen, weil ihr beide meine Gotlkinder seid. Dich hab ich zur Taufe getragen und die Agnes hab ich quasi zur Firmung geführt, das heisst als Stellvertreter. Daraus entsteht kein Ehehindernis, sondern folgt, dass ich auch euer Trauzeuge sein werde, wenn ihr einmal nebeneinander am Altare steht. Und dass ihr einmal zusammenheiratet, ist eine ausgemachte Sache, denn ihr passt zueinander wie — Eduard und Kunigunde, Kunigund und Eduard."

Die letzten Worte sang er mit voller Bassstimme heraus. Das Mädchen Agnes lachte schrill, während der Zaunkönig einen dunkelroten Kopf bekam und den Schnatterer zornig ansah.

"Du, Schnatterer, spar' dir alle Kuppelei. Der Hans hat bessere Aussichten als du dir einbildest", schimpfte der Frackbichler.

"Bessere Partien, willst du sagen, he? Solche gibt's nicht. Das Mädel ist die Nichte und das Patenkind des Kaufmannes Johannes Audl — mit Unrecht Schnatterer genannt — und wird auch einmal sein Vermögen erben."

"Und seine Schulden."

"Schulden? Wer hat Schulden? Der Schnatterer? Nein. Der Frackbichler? Ja. Wer hat Maxen und Kapitalien? Der Schnatterer? Ja. Der Frackbichler? Nein. Wer ist weltgereist bis ins Frankreich hinein und bekannt im ganzen Land?"

"Wir zwei und ein Pokal!" gab der Flatterer hellauf singend zur Antwort. Und wie auf Kommando sang mit ihm der Schnatterer im Duett:

"Wir zwei, wir zwei und ein Pokal;
Zwei sitzen, einer geht herum
In uns'rer vollen Zahl.
Und einig sind wir alle drei,
Dass Traubensaft kein Wasser sei."

Durch den Gesang wurde die Aufmerksamkeit vom Zaunkönig abgelenkt. Man lachte und ass und trank und liess einander leben. Dem Frackbichler, der schon vom Morgen an getrunken und immer ein leeres Glas vor sich hatte, stieg allgemach der Wein zu Häupten. Besonders gut gelaunt war er heute überhaupt nicht, weil die Blasmusikanten ihn mit seiner Geige verdrängten. Nun geriet er immer mehr in seine wehmütige, jämmerliche Stimmung. Er lehnte sein Haupt an die Schulter des Zaunkönigs und flüsterte diesem weinerlich zu:

"Hans, du goldener Mensch, du bist jung und schön. Du kommst hinaus in die Welt, das Leben steht dir offen mit seinen glänzendsten Hoffnungen. Für mich ist alles vorbei, die Talente sind vergeudet, Glück und Erfolg zertrümmert. Als armer Teufel steh ich da, leer am Beutel, kalt im Herzen, ohne Familie und ohne einen Menschen, der sich um mich kümmert."

"Hast du nicht eine gute Tante, die dir zugetan ist?" fragte der Zaunkönig.

"Die Tante ist leider gestorben. — Weisst du das nicht? — Ja, du bist ausser der Welt gewesen . . . Die Tante hat mich verlassen, ich bin verwaist an Leib und Seele."

Er begann jetzt richtig zu weinen; dann stillte er seine Tränen, hob den Kopf und deklamierte dem jungen Mann halblaut ins Ohr:

"Die Tante mein, die liebe Tante,
Die Blume, ach, die vielgenannte,
Wie hat so schwer sie mich betrübet,
Trotzdem so sehr ich sie geliebet!
Wohl hatte sie ein selig End,
Doch schlimmer war ihr Testament."

"Du wirst doch von der Tante eine schöne Erbschaft gemacht haben?" forschte der Zaunkönig.

"Leider keine schöne, sondern eine hässliche. Sieh mich an: ich bin ein Renntier, ein wirkliches Renntier, das heisst, ein Rentenbesitzer. Dreitausend Gulden hat die Tante für mich ausge-

setzt, aber ich bekomm' nur die Zinsen davon — also eine monatliche Rente von zehn Gulden. Wie soll ein schwitzender, hart um seine Existenz ringender Erwerbsmann mit dieser Bagatelle von zehn Gulden monatlich sein Auskommen finden? Er braucht nicht nur Kleidung und Nahrung, sondern auch Mittel gegen den Durst . . . Hans, sei brav, hüte dich vor dem Trinken, denn das Trinken macht Durst und der Durst ist eine teure Sache . . . Ich pfeif auf die miserable Rente! . . . Denke dir nur, nach meinem Tode fallen die dreitausend Gulden Kapital nicht mir zu, sondern einem wohltätigen Zwecke. Ist das nicht himmelschreiend? Die Tante hätt begreifen sollen, dass der wohltätigste Zweck der gewesen wär, ihrem armen Neffen ein ordentliches Kapital zu hinterlassen . . . Hans, die Welt ist öde und schnöde, sie ist gar nicht wert, dass man sein Leben lang darauf herumkrabbelt, huhuhuhu . . . Hans, ich hab auf der ganzen Welt keinen Freund mehr ausser dich; aber wir zwei bleiben einander treu, gelt? Wenn du einen Rat brauchst, komm immer zu mir. Ich kenne die Welt und hab Erfahrungen gesammelt. Du sollst auch einmal mein Erbe sein. Alles, was ich bei meinem Tod hinterlasse, gehört dir, huhuhu."

Er begann fast laut zu weinen, die Hochzeitsgäste schauten verwundert auf und zeigten dann lachend mit den Fingern auf den Frackbichler und den Zaunkönig. Der junge Mann schämte sich fast in den Boden hinein. — — Aber schon begannen die Musikanten zu blasen und gleich drehten sich ein halbdutzend Paare im Tanz. Das Mädchen Agnes wisperte dem Zaunkönig in die Ohren:

"Du Lieber, gelt, du wirst mein Tänzer sein? . . . Wir wollen jetzt gleich tanzen, komm Hans."

"Ich tanz nicht", erwiderte dieser unwirsch; "ich kann das Tanzen gar nicht, hab den Teufelsdreh nie gelernt."

Er stand auf und wollte hinausgehen; da fasste ihn Agnes kräftig an den Armen und wirbelte ihn ein paarmal im Kreise herum. Zornglühend riss er sich los und zischte dem kecken Mädchen grimmig ins Gesicht:

"Du bist ein freches, liederliches Ding, mit dem ich nichts zu tun haben will."

Ohne sich irgendwohin umzusehen, nahm er den Hut und eilte zur Türe hinaus. Der Flatterer rannte ihm nach und stellte ihn vor dem Gasthaus.

"Hans", sagte er vorwurfsvoll, "was treibst du denn?"

"Ich hab mich schon zu lang aufgehalten. Jetzt geh ich meine Wege."

"Um Gotteswillen, Hans, du wirst doch nicht die ganze Verwandtschaft beleidigen?"

"Was kümmert mich die Verwandtschaft?" trotzte der junge Mann. "Meine Ehre, mein Charakter ist mir hundertmal mehr wert als die ganze Verwandtschaft."

"Bleib da. Du kannst heute doch keine weiten Sprünge mehr machen."

"Bis Salhofen komm ich leider nicht mehr, aber jedenfalls noch bis Tarnbach."

"Hast du ein Geld auf die Reise?"

"Geld hab ich genug. Du brauchst mir keins zu geben Vater."

"Sehr gern möcht ich dir eines geben, doch ich hab selbst keinen Gulden mehr im Sack, hahaha . . . Aber du . . . Hans . . . wenn du so reichlich mit Münze versorgt bist, könntest du mir wohl ein paar Gulden leihen."

"Vater, von Leihen sprechen wir überhaupt nicht, sondern eher von Schenken . . . Wenn du einmal wirklich in Not kommst, werd ich meine Sohnespflichten erfüllen und dir helfen, so viel ich kann. Heute ist es gottlob noch nicht so weit."

Enttäuscht blickte der Flatterer den Sohn an; diesem brannte das Herz vor Mitleid und Weh.

"Ich muss jetzt gehen", sagte er im freundlichsten Ton; "behüt dich Gott, Vater, — verzeih mir."

"Da ist nichts zu verzeihen. Du bleibst doch immer mein lieber Bub. Schreib manchmal ein paar Zeilen, damit ich weiss, wo du umgehst. Leb wohl, Hans!"

Dem Alten wurden die Augen feucht. Er reichte dem Jungen die Hand, die dieser warm drückte. Dann ging der Zaunkönig hinauf ins Wagnerhaus, seine Sachen zu holen. Dort traf er noch sein Felleisen und den Stock, aber Albertas Blumenstrauss, der ihm mehr galt als ein Kleinod, war verschwunden. Die Stasitante berichtete, dass vor dem Hochzeitsmahl die Braut mit ihrer Schwester Agnes da gewesen sei, und sie hätten den Strauss, der ihnen ausserordentlich gefiel, mitgenommen. Der Zaunkönig knirschte vor Wut, doch konnte er wegen eines Blumenstrausses keinen grossen Lärm machen. Als er einige Minuten später am Gasthaus wieder vorbei kam und drinnen den Musiklärm, das Tanzgepolter und das schrille Lachen vernahm, musste er jede Hoffnung aufgeben, den Strauss noch zu erlangen. Weit ausholend schritt er die Landstrasse hinunter. Dieses elende Perchtendorf mit der leidigen Hochzeit und all den Misslichkeiten, die ihm dabei widerfahren, wird er so schnell nicht vergessen. Eine halbe Stunde ausserhalb des Dorfes blickte er noch einmal zurück. Da musste er sich vollends umdrehen und längere Zeit stehen bleiben. Aus dem Hintergrund des Tales heraus schaute noch sein Lieblingsberg, der Himmliskopf. Von der Nachmittagssonne beschienen, ragte er zwischen den waldschwarzen Talwänden wie eine goldene Riesenkuppel tief in den blauen, spiegelnden Himmel hinein. Der junge Wandersmann hob seinen Stock empor und rief halblaut:

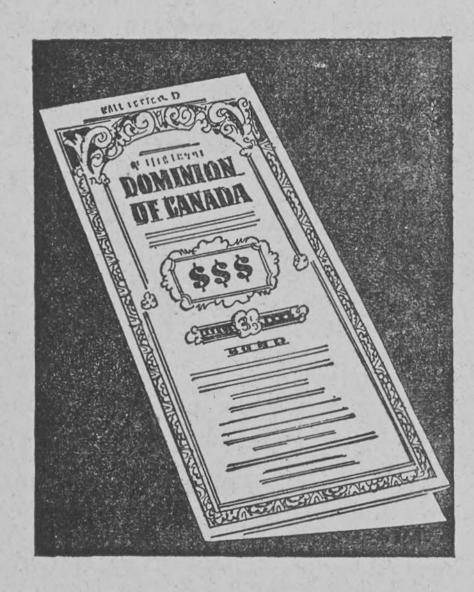
"Behüt dich Gott, du lieber Himmliskopf! Grüss mir die Alberta, so oft sie zu dir hinaufschaut. Auf Wiedersehen!"

(Fortsetzung folgt)

V Fragen und

ue

V



Finanzminister

G. L. Ilsley

erklaert verschiedene Victory Bond Fragen durch ein einfaches Frage und Antwortsystem.

Was ist ein Victory Bond?

Ein Victory Bond ist ein Dokument, in dem bestätigt ist, dass a) Du dem Lande Geld zur Deckung der Kriegsauslagen geliehen hast, b) das Land Dir dieses Geld nach Ablauf bestimmter Jahre zurückzahlen wird, c) Dir für jede sechs Monate für Dein dem Lande geliehenes Geld Zinsen bezahlt werden.

Hat ein Victory Bond denselben unverfallbaren Wert wie Z.B. eine Dollarnote?

Ja. Das Land zahlt Dir für jeden Hundertdollarbond einhundert Dollar. Es ist da nur ein Unterschied: Dollarscheine bringen Dir keine Zinsen. für jeden Victory Bond erhälst Du aber jede sechs Monate Zinsen. Canada kauft bereits seit 75 Jahren Bonds. Jeder wurde bis jetzt bis auf den letzten Dollar und mit Zinsen zurückgezahlt.

Kann ich mit Victory Bonds Geld leihen?

Ja. Jede Bank wird Dir Geld leihen, wenn Du ihr Deine Bonds als Garantie überlässt. Die Zinsen dieser Bonds kommen in derartigen Fällen nicht der Bank, aber Dir zu.

Wir werden die Zinsen für die Victory Bonds bezahlt?

Es gibt drei Arten von Victory Bonds. 1) Bearer Bonds. Diese Bonds können zu jeder Zeit von Dir an andere verkauft werden. Diese Bonds haben Coupons, auf denen die Daten gedruckt sind, an denen die Zinsen für Deinen Bond fällig sind. An den Tagen dieser Daten schneide das Coupon aus und nimm es in die Bank. Jede Bank Canadas zahlt Dir für dieses Coupon die fälligen Zinsen aus. 2) Bonds, deren Wert registriert sind. Das heisst: Name des Besitzers und Nummer des Bonds sind in Ottawa registriert. Solche Bonds kannst Du nur dann verkaufen, wenn Du eine "transfer form" unterschreibst. Auch diese Bonds haben Zinsencoupons, die von jedem ohne besondere Unterschrift und ohne Unkosten in der Bank eingewechselt werden können. 3) Voll registrierte Bonds. Bei diesen ist nicht nur der Wert des Bonds, aber auch die Zinsen registriert. Diese Bonds haben keine Coupons. Die Zinsen werden halbjährlich direkt von Ottawa durch Schecks bezahlt, die man in jeder Bank unkostenfrei einwechseln kann.

Bearer Bonds können jederzeit in registrierte Bonds, und registrierte Bonds in Bearer Bonds eingetauscht werden.

Der Hauptunterschied zwischen Bearer Bond und Registered Bond liegt darin, dass die Registered Bonds sicherer sind, da sie wieder verloren noch zerstört oder gestohlen werden können.

twortten

V

CTORY BONDS

Vo soll ich meine Bonds ufbewahren?

Hast Du Bearer Bonds, die Du zu Hause behalten willst, dann schreibe Dir die Nummern dieser Bonds gut uf und bewahre sie an einem anderen Ort als die Bonds. Sollte twas vorkommen, dann hast Du die Nummern.

Sicherer ist, die Bonds in einer Bank aufbewahren oder einer trust oder loan Company zur Aufbewahrung übergeben. Am allersichersten ist einen Registered Bond zu kaufen.

Was sind die Werte der Victory Bonds, die man kaufen kann?

Du kannst Bonds für $50.00, $100.00, $500.00 und $1,000.00 kaufen. Short term bonds, die meistens von Geschäftsfirmen und Organisationen gekauft werden, sind für $1,000.00 und höher zu haben.

Kann ich meinen Victory Bond an andere verkaufen?

Ja, und zwar jeder Zeit. Jede Bank und jede Trust Company wird ihn Dir abkaufen. Tu es aber nicht, höchstens, dass die Not Dich zwingt. Durch den Verkauf Deiner Victory Bonds ziehst Du das Geld, das Du dem Lande geliehen, ja wieder zurück, um es für andere Dinge auszugeben. Heute aber heisst es sparen, um alles, was man erübrigen kann, dem Lande zur Verfügung zu stellen.

Muss ich meinen Victory Bond bar bezahlen?

Nein. Du kannst die Bonds bar bezahlen. Farmer, die durch Milch- und Sahneverkauf ein regelmässiges Einkommen haben, können ihren Victory Bond nach einem bestimmten Plan abzahlen. Farmer ohne regelmässigen Einkommen können Bonds kaufen, die sie im Lauf von sechs Monaten entweder bar oder mit ungefähr $8.00 per Monat abzahlen.

Jede andere Frage über Victory Bonds können Dir die Bonds-Verkäufer und auch Bankbeamte beantworten. Oder adressiere Deine Fragen an den Unterzeichneten in Ottawa, der Dir gern mit jeder Erklärung zu Diensten steht.

J. L. Ilsley
MINISTER OF FINANCE

KAUF VICTORY BONDS



VOM Schusterseppel

Liebe Leser und Leserinnen.

Es tut allemol gut sein, wenn mir ehrlich bleibe tue und nix net mit das Schwindle und Luge zu schaffe hen. Solles hob ich ausgefunne, wie ich noch in meine junge Johre gewest bin, desch kann ich eich verrote. Sollermol bin ich noch net arg lang im Land g'west, die Johre wore schlecht und uf der Farm hen mir g'lebt, uf die Wohrheit g'sogt, wie die Meis so arm. Unser ganzer district is sollermole fiess arm gewest. Und so hen mir denn ausg'macht, der Steiler Ludwig, was mein Nachbor wor, und ich, desch mir zu die anre districts gehe und die Leit um Kartoffel, um Butter, Eier und anre unnerschiedliche Dinge fier uf den Winter bitte tue.

So sein mir denn hergange und sein los. Als mir in den district von unre Nachbors komme sind, hen mir beide ausg'mocht, wie desch der Ludwig zu alle Farmer gehe tut, was soud von der road sein, und ich zu solle, was Nord sein. Am Obend um about sechs Uhr hen mir uns an der rail-road-crossing meete wolle.

Als es Obend g'worde wor, hob ich an der crossing gestanne und uf den Ludwig gewotscht. Nix net hob ich von die Leit bekomme, vonwege weil sie mir verzählte, wie desch sie selbst nix net hobe tue. Wie ober der Ludwig komme is, do hob ich ober exited gefiehlt. Dem Ludwig sein buggy is ganz bis obenh'nauf voll gewest mit Kartoffel, mit Korn, mit Gartestoff, Eier, Butter und vieliges anres mehr.

"By golly, Ludwig", hen ich g'rufe, "wie hen ihr denn solles g'mocht? Den ganze Tog bin ich rumgesprunge von eine Farm zu die anre, und nix net hob ich bekomme."

"Seppel", hot der Ludwig zurieckg'sogt, "ich hob mein business mit intelligence g'mocht. Ich tu mich auskenne uf die Welt und tu wiesse, dass ein Mann, was zu was komme will, sein Kopf, was er uf'n Hals troge tut, juse muss. Und so hob ich's geschofft. Ich bin in ein Haus h'neingange, in was welles Haus niemand net gewest is als nur ein altes Weib. Zu die hob ich gesproche:

"Hallo, Grossmutter", hob ich zu sie g'sogt, "do bin ich wieder. Kennt's mich noch? Wie tut's auschaue doherum? Bin schon lange net mehr doher gewest."

Die Grossmutter hot uf mich g'schaut und hot g'frogt:

"Wer tust denn sein? Komm daher, meine Auge tun net mehr arg gut sein. Wie tust's heisse?"

"Ich bin der George, kennt's mich nimmer?" hob ich geantwort.

"Der George?" hot die Grosmutter gefrogt, "der George, was uf Winnipeg g'fohre is und net mehr heimkomme eis?"

"Grod der George tu ich sein", hob ich do die Grossmutter angeschwindelt, hob sie verzählt, wie desch ich wieder uf der Farm bleibe will und wie dass ich vonwege die schlechte Johre unnerschiedliches brauch fier die Familie fier uf den Winter."

Do hot mir denn die Grossmutter verzählt, wie dass der George sein Voter ein guder Freind von sie gewest is, aus was welle Ursach sie jetzten dem George seinen Sohn auch helfe will. Und do hot sie mir denn plenty gebe, alles, was da sehe tust. Und ieber den ganze Tog hob ich bei sie g'huckt, hob mit sie verzählt und hob alles gesse, was sie mir uf den Tisch gestellt hot.

Liebe Leit, wie ich solles g'hert hob, do hot mich der Teifel geplogt und hot mir zugefliestret, wie dass man es mit das Luge viel weiter bringe kann wie mit das ehrlich sein. Und vonwege weil der Teifel mir viel zugesproche hot, vonwege das bin ich in die temptations gefalle und hob mir vorgenomme, am nächsten Tag auch mit das Schwindle anzufange.

Am nächste Tag sein mir wieder los, der Ludwig und sein Weib, ich und die Pauline. Mir Mannsleit hen die Weiber net mitnehme wolle, ober die Weibsleit hen solange insisted, bis dass mir zug'sogt hobe.

Wie mir in solles district komme wore, was mir uns ausgepickt hen, hen mir uns wieder verteilt. Die Weibsleit sein zusammegange und hen die south-line genomme, der Ludwig is west gange und ich nord.

Ich bin ins erschte Haus h'nein und hob g'frogt: "Leit", hob ich g'frogt, kennt's mir net soge, wer do south von eich uf soller grosse Farm hucke tut?"

Und die Leit hen mir verzählt, dass uf soller Farm der Bribamber Michel mit sein Weib und seine Tochter lebe tut. Die Tochter, hen sie mir noch verzählt, is schon ieber die dreissig und kann net heirote. Ober jetzten tun sie ein Mann expecte, was sie heirote will. Sie hen in die Zeitung vonwege ein Mann geschriebe, und do hot ein reicher Farmersohn zurieckgeschriebe, wie desch er, der Spanzer Joe, komme will um die Tochter vom Bribamber Michel zu miete. Any day, hen die Leit g'sogt, kann Spanzer Joe komme.

Wie ich solles g'hert hob, do hob ich g'nug gewiesst und hob mein Plan fertig g'hat. Gleich bin ich h'nieber zum Bribamber Michel. Wie ich in seine yard h'neinkomme bin, da hob ich den Bribamber Michel aus der barn komme sehe. Gleich bin ich uf ihn zu und hob g'rufe:

"Hallo, Vetter Michel", hob ich g'rufe, "do bin ich, werd's mich doch kenne."

Der Michel hot uf mich g'schaut, eine Weil, und noch eine Weil, dann is er uf eimol uf mich gesprunge, hot mich die Hand geshaked und hot gerufe:

"Ah, du dust's sein, Spanzer Joe? Mir hen dein letter uf der post office gefunne. Welcome uf meiner Farm. Gleich werd ich die Margriet rufe, dass du sie miete tust. Und mein Weib tu ich auch rufe. Komm nur h'nein ins Haus."

"Margriet, Anna, kommst daher, mir hen B'such", hot er geschriee, wie mir ins Haus h'nein wore.

Do is denn die Margriet komme und mit ihr die Mutter. Beide hen die hand geshaked mit mir, die Margriet hot ober meine Hand net mehr losg'lasse. Solles hot mir net gepasst, vonwege weil ich an meine Pauline gedenkt hob. Ober, hob ich mir g'sogt, jetzten muss ich durchholte bis ans End. Und so hob ich denn durchgeholte. Ich hob mich mit dem Bribamber seine Leit an den Tisch g'huckt, hob mit ihne gesse und hob sie verzählt, wie sie mich ausgefrogt hen, was ich eigne tu. Ich hob sie von eine grosse Farm verzählt, was keine Schulde net hot, von die machienerie, was uf der Farm is, vom Viech, von der Saat, und was welle grops ich expecte tu. Ich muss eich soge, Leit, dass ich soller mol fiess geschwiendlet und die Bribambers glaube gemocht hob, wie dass mein Vater und ich reiche Leit sein tue. Unnerdessen hob ich ober gedenkt und gedenkt, wie dass ich's mache soll, um schnell und mit viel Stoff von die Bribambers wegzukomme.

"Liebe Leit", hob ich aus soller Ursach noch'm dinner gesproche, "ihr werd's mich excuse vonwege weil ich jetzten gleich wieder fort muss. Ich hob's arg bei eich gegliche und ich denk, dass ich uf'n Sunntag mit meinen Vater zu eich h'nieberkomme werd."

Die Bribambers hen mich ober net gehe losse. "Bis noch'm supper wirst bleibe miesse, Joe", hot der Voter und die Mutter und die Margriet, was wieder mol meine Hand geholle hot, ieber mich gesproche. Und sie hen so lang gesproche, bis dass ich kein anren Weg net mehr gewiesst hob als zu bleibe. Ich hen mir gedenkt: Um sechs hen der Ludwig, die Weibsleit und ich uns miete wolle. Sie werde uf mich worte miesse, ober ich werd's so moche, desch sie net lang worte breiche. Ich werd's schoffe, dass ich sie um halb siebene miete.

Und so bin ich denn hucke gebliebe, hob gesse, getrunke und good time g'hat. Ober die good times hen mir keine Kartoffel, kein Korn und kein Fleisch net gebe. Meine worries sein alle Stund grösser worde und ich hob net gewiesst, wie dass ich es schaffe soll, den Bribamber vonwege sollen Stoff anzugehe.

Wie mir beim supper g'huckt hen, do hob ich mir gedenkt, wie dass es jetzten zuende gehe tut mit meine chance. Und vonwege weil mein mind abgemocht wor, die chance zu nehme, aus soller Ursach hob ich mir den Mund vom Esse abgewischt und hob zu die Bribambers g'sogt:

"Bevor dass ich hamgeh, hob ich eich noch eine kleine Bitte vorzutroge. Könnt die Margriet mir net ein poor Eier, Butter, Fleisch und anre Esswore einpocke, was welle Sachen ich mithamnehme will?"

Do hen die Bribambers alle drei laut uffg'lacht und hen gerufe:

"Eier und Butter und Fleisch? Wozu solles denn? Bei eire grosse Farm, was eier Voter eigne tut?"

"Na, ihr tut's doch wiesse", hob ich do mit beleidigtes G'sicht zurieckgeantwort, dass uf einer grosse Farm die Sach auch eimol ausgehe könne."

"Sure, sure," hot die Bribamberin do ausgerufe, "solles wiesse mir. Komm, Margriet, mir tun dem Joe ein parcel fertig moche. Der soll net mit leere Hände aus unsern Haus h'naus."

So sein sie denn gange, und der Bribamber is fier eine Minute mitgange, und ich wor allein in der Stuben. Und wie ich so allein g'west bin, do hob ich g'hert mit meine eigene Ohre, wie dass die Bribamberin ieber den Bribamber gesproche hot:

"Du Michel", hot sie g'sogt, "der will ausfinne, wie was fier welle Leit mir sein tun. Ich mein, ich werd ihm schon fiess mitgebe."

Und so is es denn geschehe. Wie ich all die parcels g'sehe hob, was welle parcels die Bribambers mir mitgebe hobe, do hen ich mich gornet holte könne vor lauter Freid. Die Bribambers hen mir ihren buggy angetroge fier mich uf die Station zu fohre. Ober ich hob g'sogt, wie dass ich ein Freind von mein district an der crossing miete werd, was weller Freind mich mit sein buggy hamnehme tut. So hob ich denn fiess schnell zu die alte Bribamber good bye g'sogt,

denn die Uhr is schon uf die acht zugange und ich hob mir Sorge g'mocht, vonwege weil ich schon zwei Stunde spät wor fier mein Weib und meine Freindsleit zu miete.

Wie ich zu die Bribambers good bye g'sogt hob und auch zu die Margriet, da bin ich zum Haus h'naus. Die Alten sein drinbliebe, ober die Margriet is mit h'nauskomme. Uf der yard is sie stehe bliebe, und mich mit ihre zwei Hände an meine Hände geholle, und hot mit mir geschwätzt und geschwätzt. Do bin ich doch nervous worde, solles kann ich eich verrote, liebe Leser und Leserinnen. Es is immer später worde, und die Margriet hot mich net gehe losse, hot mich mit beide Hände festgeholte und uf mich geschaut, wie als wenn ich mit sie verheirot wär.

Wie mir so gestanne hobe, und grod wie die Margriet mich mit ihre Hand ieber mein Kopf gefohre is, wie das die Weiber so tue, do uf eimol is mir das Herz in meiner Brust stillgestanne.

"Do is er, Pauline", hob ich eine Weiberstimme rufe g'hert, "und schaut's, schaut's Pauline, schau Ludwig — mai, solle Geschichte. Mit ein Weibsleit tut er stehe und schen tue", hob ich rufe g'hert. Und do sein auch schon zwei Weibsleit, dem Ludwig Seine und die Pauline, uf die Margriet gesprunge, hen sie von mir weggerisse und hen so fiess geschiempfet, wie ich es niemols net exspected hob. Die Margriet is ober auch net still bliebe.

"Was hobt's da zu schaffe? Was wollt's von mich und meine Breitigam?"

"Dein Breitigam?" hot dem Ludwig Seine do geschriee — die Pauline is ganz still und stumm g'west von soller Uffregung — "dein Breitigam tust soge? Ich werd dich fixe, mit verheirote Männer zu springe."

Do is die Margriet ober uf und hot geschrie: "Voter, Mutter, kommst doher, soller Joe is net der Joe, was mir exspected hobe, desch is ein Schwiendler, ein Betrieger, ein verheiroter."

Do sein denn die alte Bribambers h'naus aus'm Haus, hen mit dem Ludwig Seine und mit Meine geschiempft und gediscassed, sein dann uf mich gesprunge, hen mir meine parcels aus der Hand geriesse, und hen mich von der yard h'nausgetriebe, und dem Ludwig Seine und die Pauline auch.

Mir alle drei sein gelaufe uf die road crossing zu, wo der Ludwig uf uns gewartet hot. Kein Wort hen mir net gesproche, ober ich hob gefiehlt, wie dass die Weibsleit inside gekocht hen wie wietieg. An der road crossing hen mir den Ludwig gemiet. Und wie die Weibsleit ihn gemiet hen, do sollt's ihr nur g'hert hen, liebe Leit, was die Weiber do ieber mich zum Ludwig g'sogt hen.

Der Ludwig hot mich angeschaut, ich ober hob g'sogt: "Ludwig", hob ich g'sogt, loss mich explaine. Tu net uf die Weibsleit here, die sein uffgeregt und tun nix net von meine Geschichte verstehe. Und do hob ich denn dem Ludwig verzählt, wie dass ich mit intelligence hob bettle wolle, grod so, wie der Ludwig es g'mocht hot. Und dann hob ich meine Geschichte zugebe.

Der Ludwig hot g'locht wie als wenn er net mehr alle beinanner hätt. Und hot gelocht und gelocht, bis dass auch die Weibsleit es net mehr stände konnte und auch g'locht hobe. Sie hen mir meine Unschuld vonwege der Margriet nochher doch geglaubt, sie hen ieber mich ober auch gedroht, wie dass solle Geschichte sich net passe tue fier ein verheiroten Mann. Und ich muss eich soge, liebe Leser und Leserinnen, dass ich mir die Geschicht mit der Margriet noch lange hob anhöre miesse.

So seht's ihrs denn, dass das Luge net gut sein tut. Ich hob's nimmer mehr geprobiert. Und eich tu ich soge: Tut's uf meine Erfohrung höre und bleibt's immer mit die Ehrlichkeit. Dann werd's eich alle Täg gut gehe.

Es griesst eich

Der Schusterseppel.

Angefangen vom ersten April wird die Post teurer. Jedem Brief, den Ihr an den Marienboten schickt, werdet Ihr mit einer Vier-Cent-Marke frankieren muessen. (Nicht mehr wie bisher mit einer Drei-Cent-Marke).

Schaut Euch auch gut das Datum an, das auf dem Marienboten unter Eurem Namen steht. Sollte das Datum nicht stimmen, so schreibt uns bitte. Wir wechseln das Datum an jedem fuenfzehnten des Monats. Wer also z.B. seinen Marienbotendollar vor dem 15. April einschickt, wird sein Datum in der Mainummer geaendert finden. Wer seinen Dollar erst nach dem 15. April einschickt, findet sein Datum erst in der Juninummer geaendert. So wird es jeden Monat gehen. Achtet bitte darauf.

Muss es doch die Sonne leiden,
Dass sie oft verdunkelt wird.
Ei, wie soll denn ich's vermeiden,
Dass der Neid mich nie berührt?

Versicherungen aller Art. Hypotheken.
An- und Verkauf, sowie Verwaltung von
Häusern und Grundstücken.
Auskünfte in allen Geschäfts- und Finanzfragen
werden gerne unentgeltlich erteilt.
C. FRANKE & COMPANY
701 Confederation Life Bldg. — Winnipeg, Man.

Der Bauer und der Tod

Legende von Wilhelm Lennemann.



Da lebte ein Bauer, stiernakkig und stark, und war doch schon in die Jahre gekommen, von denen es heisst, dass sie köstlich und voll Mühe und Arbeit gewesen seien. Doch er schaffte noch wie der erste Knecht des Hofes und wie ein Mann in der Blüte seiner Jahre. Der Tod schien an ihm vorbeigehen zu wollen.

Da geschah es in einem Sommer — der Alte stand auf dem Roggenfelde und lehnte sich auf seine Sense; denn es war heiss und noch ein gut Stück Arbeit bis an des Ackers Ende zu tun —da sah er den Tod, wie er mitten über die Felder schritt, langsam und gemessen, wie er näher kam und vor seinem Felde stehen blieb.

"Nun rüste dich, Alter", sprach der Tod, "du sollst heute noch vor deinem Herrgott stehen!"

"Gemach", antwortete der Bauer, "muss es denn allsogleich sein, so gestatte, dass ich zuvor dies Roggenfeld abmähe; die Scheunen stehen leer, und die Kinder schreien zu Hause nach Brot!"

Da nickte der Tod gnädigst und setzte sich, zu warten, am Grabenrande nieder, mitten in die Kletten und Disteln. Der Bauer aber mähte gemächlich weiter und sah nur verstohlen zur Seite, wo der Tod zwischen den roten Lebensblüten sass und seine Sense dengelte.

Doch der Bauer war ein Schalk und einer jener Klugen im Lande, die das Gras wachsen und in klaren Nächten die Englein singen hören. So dachte er darüber nach, wie er dem Tod entrinnen könne. Er war inzwischen an des Feldes Ende gekommen; in einigen Hieben mussten die letzten Halme fallen . . .

Der stand auf, hob die Hand mit dem scharfen Eisen und fuhr den Bauer höchst ungnädig an: "Nun rasch, Geselle, schwing und schneide, dein letztes Stündlein will zerrinnen!"

Da stellte der Bauer die Sense hart auf die Erde und sprach: "Es bleibt bei unserm Pakt, Herr Tod! Die letzten Halme bleiben stehen, und eh die nicht liegen, mag ich nicht mit Euch gehen!"

Da sah der Tod, dass er überlistet worden war. Mit grimmem Gesicht wandte er sich ab und ward nicht mehr gesehen.

Der Bauer aber ging heim, fröhlich, wie er noch nie gewesen. Ihm schien diee Sonne noch einmal so hell; es dufteten die Blüten doppelt süss, und die Liedlein der Vögel dünkten ihm noch nie so lebensfreudig erklungen zu sein wie heute. — Doch der Herrgott hat einen langen Arm, und wen er in sein Buch eingetragen, dessen Namen löscht er nicht wieder aus.

Der Sommer war dahingegangen; der Herbst kam und streute seine bunten Blätter in die Lüfte; die Winde nahmen die Backe voll und warfen die letzten vergessenen Früchte von den Bäumen, — da dachte der Herrgott auch wieder an den Bauern. Doch sandte er nicht wieder den Tod.

Den hätte der Bauer auch nicht gefürchtet, war er ihm doch überlegen. Er führte ein geruhsames Leben und dünkte sich Sieger zu sein über Tod und Zeit. So sass er auch eines Nachmittags mit der Zeitung unter dem Holderbusch; er freute sich der guten Nachrichten und der vielversprechenden Ernte. Da verspürte er plötzlich ein Stechen in der Seite, hier und da, und wieder und schon wieder, wie wenn ihm jemand eine Lebensfaser nach der andern aus dem Herzen reisse. — Da befiel den starken Mann eine Angst; er eilte, so schnell die Schmerzen ihm das noch gestatteten, dem Acker zu; wenn die letzten Aehren noch standen, hatte es nichts auf sich und brauchte er den Tod nicht zu fürchten.

Doch, wie er nun dem Acker näher kommt, sieht er, wie sein jüngstes Enkelkind eine Aehre nach der andern ausrauft und mit den letzten Blüten des Feldes zu einem bunten Strauss bindet. Wie es den Grossvater sieht, ruft es: "Da sieh, Grossvater, die hab ich für dich gepflückt!" — Damit springt es auf den Alten zu und im Laufe zertritt es den letzten Halm, der noch zitternd steht — — und mit einem Seufzer sinkt der Bauer zu Boden und ist tot.

Droben im Himmel aber stand der Herrgott und machte hinter dem Namen des Bauern ein grosses Kreuz.

Die Menschen in der Regel verstehen sich aufs Flicken und aufs Stückeln weit besser als in eine bittere Wahl.

WHAT KIND OF PEACE?

WILL THE PEACE which follows the present world conflict set the seal on a still further division of the human race, on the omnipotence of the national state and the resulting subjection of religion and inevitability of totalitarianism and total war? It is possible. Nationalism is not dead in the United Nations and it is not dead in the United States. Yet nationalism and the balance of power are not only bad principles morally on which to establish an international order; they are ineffective and contradictory.

The time to work for the right kind of a peace is now, while we are used to the idea of co-operating for victory—before victory tempts rival interests to press their special claims, before war exhaustion and irritation may tempt us to wash our hands of responsibility once the fighting is over.

The American people have no desire to fight another war. They realize that the kind of a peace that is made may have something to do with the duration of peace. They know that America will have an important voice in the peace making. But it cannot be a "Pax Americana"; it must be shared by all nations. And once the peace is made we cannot withdraw from our share of responsibility for it. What kind of a peace shall it be?

THE CATHOLIC CHURCH is the custodian of the moral law—of the moral law which is the same for nations as for individuals. The visible head of that Church—in the person of Pope Pius XII and of his predecessors Leo. XIII and Benedict XV—has stated objective moral rules in terms of the rights and duties of the family of nations. These rules furnish Catholics with a yard-stick—with "standards of justice and equity" on which to base their efforts for future international order and peace.

MARIENBOTE

CATHOLIC FAMILY MONTHLY JOURNAL

Vol. XII. April, 1943 No. 6.

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922—24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $1.00 a year.

What are these rules of international order based on morality? Pope Pius XII stated them in his 1939 Christmas Message. They have been quoted often. They may be stated briefly.

1. The right to life and independence of all nations, large and small, strong and weak.

2. The liberation of nations "from the heavy slavery of the race for armaments, so that material force will not violate rights but protect them."

3. The necessity of international institutions to serve international community life, to guarantee the fulfillment of treaties and if necessary to revise them.

4. The real needs and just demands of nations and peoples and of ethnical minorities must be met.

5. A new spirit of justice and charity must animate the relations of nations with each other.

IT IS NOT always easy to obey the Ten Commandments. We must conquer tendencies to evil which are a part of our heritage; and we must recognize these tendencies as being evil, and not consider because they belong to us, they are therefore good and to be followed. As nations, in

order to respect the above principles, we must conquer evil tendencies, though this may lead to the sacrifice of some things we regard as "ours". Pope Pius XII has catalogued these tendencies in his 1940 Christmas Message, calling for a "triumph" over them. They are, again briefly:

1. Triumph over hate — which means giving up the systems and practices which breed hate in others as well.

2. Triumph over mistrust of other nations.

3. Triumph over the principle that might makes right; and that utility is the basis of law and of right.

4. Triumph over selfishness in the field of world economy (so that every state can have the means of insuring proper standards of living for all citizens).

5. Triumph over "cold egoism" (nationalism) which leads to the violation of national honor and individual liberty. Instead there must be friendly co-operation among nations.

IN HIS 1941 Christmas Message, Pope Pius XII names some of the international sins to which these evil tendencies have led and which must be rooted out. Those of which we are not guilty, we easily recognize as wrong, and are ready to fight, and are fighting, to stop them. But battle alone will not do away with them. Formal organization and institutions must help us to root them out.

1. Violation of the freedom, integrity and security of other nations.

2. Oppression of national minorities.

3. Hoarding of economic resources and materials destined for the use of all, so that less favored nations may not share in them.

4. Total warfare and the mad rush to armaments. To disarm implies international institutions to guarantee treaties and care for grievances.

5. Persecution of religion and the Church.

In addition, the Holy Father has given us five principles of internal order of states which must be adhered to if there is to be international harmony. These are respect for the dignity and rights of the human person; the defense of social unity and especially of the family in principle; respect for the dignity and prorogatives of labor; a system of law based on the supreme authority of God; and a conception of the state founded on "a reasonable discipline, exalted kindliness and a responsible Christian spirit," dedicated to the service of human society and the respect due the human person and his efforts to attain his eternal destiny.

The Atlantic Charter and the Declaration of the United Nations have substantially agreed to a number of the principles stated by the Holy Father, as the foundation of the world for which they fight. It is important that these declarations be implemented, before the war is over, by the same kind of co-ordinated effort used in fighting the war and to prepare general plans for the peace, and for the period of rehabilitation or reconstruction which must precede a permanent peace, and which will have an effect on the peace. Thus the war, the rehabilitation and the peace must be all parts of a continuous process for a better world. Otherwise the declarations and pledges of the Atlantic Charter may be forgotten, and, as the problems of the reconstruction arise, solutions which may irretrievably endanger the peace may be improvised. Some of the immediate problems of reconstruction in fact arise already as areas are occupied or re-occupied by United Nations forces. These problems include feeding and the care of health, disarmament, restoration of order, punishment of war criminals, help in the establishment of governments which respect human rights, help in re-establishing peace-time industry and farming.

—"Catholic Action", March, '43.

DO THE HARD THINGS FIRST

A successful business man, being asked by a friend how he had managed "to climb the ladder so fast," pointed to a neatly framed motto hanging over his desk reading, "Do the Hard Things First," and said:

"I had been conscious that I was not getting on as well as I should.

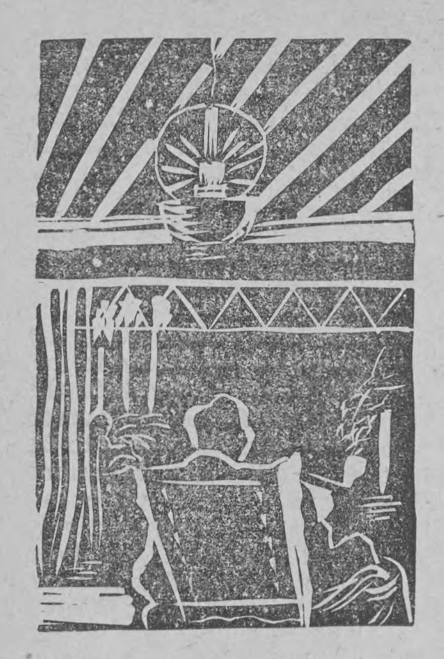
"I was not keeping up with my work; it was burdensome to me. When I opened my desk in the morning and found it covered with reminders of things to be done during the day, I became discouraged. There were always plenty of comparatively easy things to do, and those I did first, putting off the disagreeable duties. Result: I became mentally lazy; I felt an increasing incapacity for my work.

"But one morning I woke up. I took stock of myself to find out the trouble. Memoranda of several matters that had long needed attention stared at me from my calendar. I had been carrying them along from day to day. Fastened with a rubber band were a number of unanswered letters which necessitated the looking up of certain information before the replies could be sent. I had tried to ignore their presence. Suddenly the thought came to me: 'I have been doing only the easy things. By postponing the disagreeable tasks, my mental muscles have grown flabby. They must get some exercise.' I took off my coat and proceeded to 'clean house'. It wasn't half so hard as I had expected. Then I took a card and wrote on it: 'Do the hard things first'; and next day I had the line printed, and there it is where I can see it every morning. I assure you I have been doing the hard things first from that day to this."—Southern Cross.

o

"We have now the Parent Teacher Association."

"When we were kids we didn't have to face any such odds as those."



Home is where the heart is.

F. Bourgeois Russell

Tony Boyer, football hero, Class of '40, was symbolical of the bull, and it was Blonde Sicily Ames who insisted on carrying out the symbolism by keeping him in the proverbial china shop when she should have known better. Sicily's delicate small boned face glowed with a deep happiness at her elaborate wedding to Tony Boyer, but the faces of her parents were worried .

"Perhaps,' George Ames said, after the wedding reception was over and the Ames' home had grown suddenly desolate, "the whole trouble is that the Boyers and the Ameses simply haven't made their money in the same way!"

"Well, Sicily's not going into the backwoods with Tony so he can continue to be a logger or a lumber-jack or whatever the Boyers are," Margaret Ames stated definitely. "She and Tony had that out months ago. He'll do very well right here in your bank in Richmond."

When the young Boyers came back from their honeymoon, Sicily made a ceremony of putting away her wedding gown and heirloom veil. She stopped patting the ivory folds and looked at Tony, big-eyed. "Twenty years from now, perhaps, a Boyer girl will be wearing these."

"A gray-eyed girl with her mother's chin," Tony said. He took Sicily in his arms, lifted the firm little Ame's chin and kissed the lovely Ame's mouth. For a time neither of them spoke and then Tony said: "All this—the city, the tradition, means much to you, doesn't it, my darling?"

"It will to you, too, Tony," Sicily assured him. "We'll be madly happy." Sicily was not far wrong, for she and Tony were completely in love with each other.

"Sicily Ames married Tony Boyer of Laurentidia,"—you'd heard Richmond people say. "Old French family—lovely people, and wealthy, too—rather like the d'Outremonts of New Orleans, you know."

That sort of talk could be traced to Margaret Ames, though she didn't for a moment believe that the Boyers, who worked with their hands, were at all like the fashionable d'Autremonts who most emphatically didn't; but who in Richmond would ever meet any of the bourgeois Boyers? As for Tony personally, he was utterly charming and quite acceptable.

George Ames after his primary uneasiness about the marriage had dissolved, was pleased to see Tony working so contentedly in the Ames National Bank. The boy had a real head on his shoulders and used it, a rare accomplishment for an ex-foot-ball hero, if one could believe all one read on the subject.

"You needn't worry about him any more," he told his wife. "Tony's in with us solid now. He'll stick."

After banking hours the popular young Boyers went places, smart places, with the right people. They were happy, so happy that Sicily was rather frightened. Just suppose Tony should grow tired of banking or of Richmond hospitality? She shivered over the bleakness of the prospect. Boyer women knew little of the gayer side of life. Boyer women did their own cooking and serving. Boyer women spent hours in lonely suspense, not knowing at what moment one of their men might be brought in dead, or terribly injured.

Sicily knew she wouldn't be able to stand it and therefore Tony must be kept so contented where he was that he'd have no errand longings. "Home is where the heart is," Sicily quoted to herself.

In the fall, the Boyers kept a fire crackling because Tony liked a fire. "At home we always had one roaring," he said; "case of necessity.

Sicily's small nose wrinkled in disdain, but she smoothed it before Tony saw, and then she chided herself. Even fires of necessity, she supposed, could give her a pretty blaze. Still she preferred her own ornamental fire . . She liked to sit by it with Tony and watch the enchanting blue-green flames that were produced by special chemically-treated logs which her father ordered from the East for them. The logs gave out a faint sandal-wood fragrance and sometimes Tony had to throw the windows wide for a while, but he liked the logs, he said, especially the colored flames.

Sometimes he'd talk about his home, the big snows, the scent of spruce, the chinook and the avalanches which followed like white and furious thunder. Tony would talk and Sicily would listen raptly, for it was good for him to talk the north woods out of his system.

That was Sicily's technique, and she was a very clever young wife she thought until the night Tony kept staring into the synthetic blue-green flames with blacked-out eyes. "What are you thinking, Tony?" she asked. He didn't answer, and she straightened with apprehension. "Tony," she cried out, "what is it?"

He turned to her in surprise, his eyes wide and dark, "Why—nothing, Sicily. You caught me daydreaming, I guess."

Daydreaming! Sicily breathed in short. That was dangerous. Daydreaming was for peaple who were—trying to escape reality. It was her job to make the reality of life in Richmond better than any daydream Tony could conjure up out of his memories.

"Tony," she said with sudden illumination. "Let's go north for awhile, to Idaho, or Maine, or wherever people go for winter sports. You can take your vacation in the winter instead of in the summer."

Tony's eyes brightened and he hugged her so tight she could scarcely breathe. "Man, I'd like to get the feel of snow spume in my face again!" he said excitedly. "I'd like to get wooden wings on my feet!" He was like a little boy who can scarcely wait until Christmas, and Sicily melted with warmth and tenderness. She cradled Tony's head in her lap and ran slender fingers through the thick dark of his hair.

"You'll teach me, Tony," she laughed. "We'll have wonderful fun." That's the right touch Sicily, she congratulated herself. Keep him interested. Keep him entertained.

Sicily went to her mother with her vacation plans for Tony, and Mrs. Ames conveyed them to her husband. "He has to have his winter sports," she said. "It's the sort of thing he's used to,' she insisted.

"Poppycock!" George Ames sputtered, but Tony got his vacation in Sun Valley, his play in the snow.

At the winter resort the young Boyers were instantly popular, mostly on account of Tony, Sicily admitted ruefully to herself. Tony had learned to ski when he learned to walk. Tony was as good as the professionals and a rollicking, initiated crowd made him the centre of their group. Tony kept grasping Sicily by the elbow and forcing her within the circle, but she didn't fit any better than a cripple does with a mountain-climber, for Sicily was a cripple on skis. She was learning, but slowly, and there was no breathtaking flights for her. She couldn't expect to keep up with Tony.

There was a girl from Maine who could keep up with Tony, however—a girl named Sandra Davenport—a glowing vibrant Yankee girl with gay blue eyes, frost-nipped cheeks and blue-black hair. Sandra wore rich-red sweaters and handled herself on skis like some dark and laughing angel. She was a stream-lined flash on Sicily's horizon.

'There goes the Yankee Clipper!" Sicily murmered darkly to herself. She had to call Sandra something. It made her feel better.

At the inn where everyone stopped for buttered-rum, coffee or chocolate, Sandra joined Tony and Sicily. "Tell me all about that snowed-in-valley of yours, Tony," Sandra asked in a way that let Sicily know he'd already told her something about it. "Valley of deep snows!" Sandra breathed, blue eyes shining. "Oh, I'm going there, Tony. I must. Why don't we all go—say next season. Let us make it a date. I'll be there and you, Tony, and Sicily, come snow fly."

Tony's eyes lit and laughed and grew intensely eager, Sandra's glowed like candle light on blue velvet and Sicily's—Sicily's gray eyes went bleak. She

DEMOCRACY

In a true democracy it is the people who are responsible for what finally happens. It is the people who should decide what the nation's attitude must be. It is the duty of the leaders to follow the majority's decision. Anything else just isn't democracy, even if it called that.

It isn't democracy at work when people refuse to accept their responsibilities. Democracy is a kind of government for the people, of the people and BY THE PEOPLE. And that "BY THE PEOPLE" part is absolutely essential. Very often democratic peoples find themselves too mentally and physically lazy to exercise their duties as citizens. Then they wake up to find themselves living under political bosses who mean no good to anybody but the bosses and their pals.

In a democracy every democratic privilege has a corresponding RESPONSIBILITY, and when we refuse to carry our responsibilities we lose our privileges. That rule is as positive as the one that day and night follow each other. So if the peoples of democratic nations didn't get the kind of peace they wanted after World War 1, it was their own fault.

H. C. McGINNIS,
(St. Joseph's Magazine, March, 1943).

didn't want to go to any Valley of deep snows. Sun Valley snow was deep enough—deep enough to—to smother a person.

Sicily went to Tony's valley sooner than she expected. Both she and Sandra were at the Inn when the telegram came for Tony stating that his father had been hurt; and Sandra's blue eyes studied Tony's white face anxiously.

"I've got to leave by plane at once," he said tersely, his lips pale.

Sandra turned to Sicily. "Are you going with him?' she asked.

"Of course," Sicily said, and the hot blood rushed to her face.

Sandra's question implied that Tony had told her about Sicily, about how Sicily wouldn't live in Laurentidia. Sandra must know a great deal about Tony's wife and Sandra was, oh, so clever. Sandra was also an opportunist, and her cool blue eyes had this to say to Sicily. "If you can't make Tony happy, I'm going to try. I'm sure I can do it Sicily," the blue eyes laughed.

"She can't touch Tony's heart," Sicily thought. "Tony belongs to me. Tony's code is strict, puritanically strict almost—and yet . . . Sicily was afraid of Sandra Davenport and of the unrest she might sow.

The rambling Boyer home was half-buried in snow when Sicily first fought her way with Tony through a whirling storm to reach it. Ma Boyer was a dark, gentle woman—rather on the stout side. Papa Boyer was a strapping giant of a man who lay abed now with a broken leg. There were two lovely, shy Boyer sisters who were properly awed over Sicily's blonde beauty, and handsome Boyer brothers all tall and broad and weather beaten. Looking at the family, Sicily felt a sudden rush of pity for her own parents with their solitary chick. All the more reason, she thought quickly, why she and Tony must get back to Richmond as soon as it was decently possible.

Every Benediction is Bethlehem. Every Mass is Calvary. Every Communion is Christ going about to do good.
—(Msgr. Ronald Knox in "Heaven and Charing Cross.")

When the big thaw started, Tony and his strapping brothers helped the loggers on a flood-swollen river. Tony didn't have to help. Tony wanted the danger and excitement of it. Sicily watched once and came away shaken, but the Boyer woman only smiled and teased her a little. They were used to danger; they accepted it, but Sicily wouldn't. She would not stay in this raw, unbroken country, and she would not let Tony stay. She knew something that no one else knew. Tony loved her so completely, so intensely that he couldn't live without her. Wherever she went Tony would follow. Even Sandra Davenport hadn't known that.

She'd tear him away from this place. She'd go back to Richmond and Tony would follow.

When Sicily left Laurentidia, the country was sodden cold and noisy with swollen rivers. When she arrived in Richmond roses were in bloom and the air was heavy with fragrance. It was almost like a miracle of reincarnation—the dead earth brought suddenly to life again—and Sicily wept a little over this sudden beauty.

"I couldn't stay there any longer," she told her mother. "Oh, the house was fine for that country, I suppose, sturdy and warm, but—so much of everything was almost primitive. They used wood for cooking and heating. They burned huge logs in the fireplace, and the river—the river was terrible!" Sicily shuddered and covered her face with her hands. "I must get Tony away from there. He'll be killed! The logs jam and crack like gun shots and Tony goes out on them. If a man slips . . ."

"I wouldn't talk about it, dear," Margaret Ames soothed. "Tony'll come back to Richmond shortly and everything will be lovely!"

Tony did come back. He went into the bank again, but Sicily realized in a vague, reluctant way that the clinking of money through his fingers was no substitute for the tumultuous life of the Boyer Lumber Camps. He didn't complain, but his restlessness kept her in a constant turmoil of fear and worry.

Toward fall there was more talk of Sun Valley, but Sicily switched hastily to New England when Tony's eyes failed to light. Still he didn't respond. Tony took her in his arms and looked at her in a way that frightened her more than anything she could remember.

"Sun Valley and the ski slopes of New England are all right," he said gently, "but they are just play, Sicily. I don't want to play!"

"You want to go north to stay," Sicily said bitterly. "I won't go with you. Before we married you promised we'd live in Richmond near my people. You promised." Her gray eyes pleaded with him.

"Yes," Tony said, and his voice was exceedingly patient and a little tired sounding. "I promised and I haven't forgotten my promises, Sicily—only."

He hesitated and little shivers of fear went through her.

"Only—every year I'll be gone a few months during the logging season. It's all the vacation I'll take, Sicily, and you needn't go if you'd rather not. I know how you hate it—but this way we'll both have what we want."

"We'll both have what we want. We'll both have what we want!" Sicily repeated over and over after Tony left for the bank. That afternoon she went to her mother's.

"Some year, this, or the next, or the next," she said, tears scalding her cheeks, "Tony will go and not come back."

"Nonsense," Margaret Ames said pleasantly. "He'll always come back to you, darling. It's just that he wants to feel free to do as he pleases. Your father gets like that sometimes. I wouldn't worry, honey. He'll go once without you and that once will be enough!"

The big snows came, not in Richmond, but along the ski trails of the northeast and northwest. With the coming of the snows the telegram came too. There'd been little notes before, gay sparkling notes addressed to Mr. and Mrs. Anthony Boyer as was the telegram. Tony wasn't home but Sicily opened it.

"You haven't forgot our date?' it r ead. "The skiing's grand in the Valley of deep snows. You ought to know, Tony. Why aren't you here where you belong?" The wire was signed "Sandra".

Sicily folded the message into her purse. Where Tony belonged! Well, he'd be there soon enough. His packing was almost completed. All he had to do now was make reservations.

She sat alone in the house for a long time to get the feel of it —the empty echoing of it, then she went to see her mother.

Margaret Ames took the telegrom Sicily handed her. "Do you know the girl?' she asked.

Sicily nodded without speaking.

"Is she pretty?' Margaret Ames inquired.

Again Sicily nodded. She could not trust her voice.

"Now listen to me, dear," her mother advised. "If you give in to Tony now you'll spend your life pampering him. You'll live in outlandish places with outlandish people. Your whole way of life will be changed, and you'll be changed. Let Tony go, Sicily. He'll come back, you'll see. This girl can't possibly mean anything to him. I know that. He's mad about you!"

Sicily walked home slowly. The things her mother had said had been wonderfully comforting—only—her mother didn't know the slim, gay Yankee Clipper. Her mother had never sat alone in a house bereft of Tony.

When she entered their house, she stopped short. It was early, but Tony was home. He was standing by the window and he didn't look happy. Sicily went and stood beside him.

"You said I could have what I wanted and you could have what you wanted too, didn't you?" she asked.

"Yes," Tony answered. "It seems to be the only solution."

"I—" Sicily faltered. "I—do not want what I—want without you, Tony." She flung herself into the strong Boyer arms. "I'm going with you, Tony, and I—we're not coming back!"

Tony was holding her so tight it hurt, but she liked the hurt. "You mean we'll make our home there, Sicily?" he murmered. "You're absolutely sure?'

'Yes," Sicily gasped. "After all—ouch, darling—home is—I can't breathe, Tony—home is where—the heart is!"

AUTHORITY OVER KINGS

Louis XVI was twenty years old when he ascended the throne of France. At the end of his first Lent as King, he remarked:

"I have passed this Lent easily enough, but I shall have more merit next year."

"How so, sire?" asked a courteir.

"Because," answered the King, "this year I have had only the merit of abstinence, and next year I shall have that of fasting, for I shall be twenty one."

"Fasting, sire!" exclaimed the courtier. "That is incompatible with your occupation and dignity. After your hours of work you will go hunting, and how can you fast without injuring your health?"

"Hunting," replied the monarch, "is only an amusement. I can change my recreation if necessary. Pleasure should always yield to duty."

During the following Lent, though the King joined in the chase, he also fasted. His officers would argue with him about it, and one day one of them made the remark that it was not what entered the mouth that defiled the soul and that therefore there was no need of fasting. The King, still fervent and sincere, answered:

"Sir, it is not simply eating meat that defies the soul. The whole question is, whether Christ gave to His Church the power to command, and impose upon her children the obligation to obey. The catechism answers in the affirmative, "He that will not hear the Church, let him be to thee as the heathen and the publican.' "

The confession of evil works is the first beginning of good works.

There is no witness so terrible—no accuser so powerful as conscience which dwells within us.

The foundation of true joy is in the conscience.

It is right to be contented with what we have, never with what we are.

The Catholic Press

Frank Gerein

It is eminently fitting that St. Francis de Sales, whose literary activities were so peculiarly attuned to his own and to our age, should have been designated as the patron of the Catholic Press, and that the Sunday preceding his Feast (Jan. 29) should have been set aside as Catholic Press Sunday. All this is accordingly a most suitable preparation for the month of February, which the hierarchy of the United States has appointed Catholic Press month. The Canadian Catholic Press has now generally adopted the same practise.

We need not recall the emphasis which the last five Popes have placed on the development of a Catholic Press. They have characterized it as their "right arm" and as "more necessary than Catholic Schools", as "the noble protector of Christian interests." Our present Holy Father calls it "an aberration" to be apostolic and at the same time to neglect the Catholic Press. He also places the Spiritual Charity whereby we promote the Catholic Press above Material Charity. It is difficult to see how these and a thousand other exhortations from the Father of Christendom can fail to provide abundant motives for Catholic people to become apostles, or at least faithful readers, of Catholic publications.

Nor are our bishops oblivious to the importance of a virile Catholic Press. Not a year but brings an almost endless series of appeals in the form of pastoral letters, Sermons and Articles, wherein the hierarchy of every country echoes and emphasizes the repeated pleas of the Popes. Our bishops shun no sacrifice in their steadfast endeavour to develop a Catholic Press which might wield a beneficial influence not alone on the Church but on the country as well. They keep on publishing many of our Catholic papers even at a loss, and they subsidize them out of their own meagre revenues. They place their publications under the direction of their ablest priests, considering the press apostolate of more vital importance than even the direct cure of souls.

In these countless ways does the Church point out the importance and the necessity of a progressive and aggressive Catholic Press. In contrast with this great solicitude is the lamentable attitude of indifference of a great portion of our Catholic laity. In this article, let us be utilitarian and practical; allow us to consider some timely reasons for a more intelligent and widespread press apostolate.

We are living in an age which the late Cardinal Gasparri described as an age of "confusion of ideas and corruption of morals." Even a cursory study of current secular literature provides ample evidence of this "confusion of ideas." Nor will anyone who has observed the modern trend of family and social life contradict the great Cardinal's description as an age of "corruption of morals." The Catholic Church alone teaches all the eternal principles which would provide a remedy for this decadence. The Catholic Press, of all the means which the Church uses, is the most effective "instrument of instruction and defense" under these chaotic conditions.

Again, ours is a literate age; illiteracy is being vigorously and successfully challenged by educational agencies. The result is, that ours is definitely a newspaper-reading people. Unfortunately, the vast majority of our people confines its reading to the veritable flood of secular papers, reviews, magazines and books. In most of these newspapers the news is colored, either by politics, or by false social theories, or by religious bias, or by some other form of prejudice or ignorance. As a consequence, the readers obtain an entirely distorted, if not utterly false, vision of the world and its affairs. The interpretation which these secular publications place on events are often utterly untenable and misleading. We instance only the all but unanimous attitude of the secular press in the recent Civil War in Spain, or in the recent, protracted persecution of the Church in Mexico.

A similar stricture must be pronounced against the majority of the more popular secular magazines and books published today. A recent study in AMERICA listed a number of secular magazines having circulations counted in many millions every month. Among the false and immoral doctrines propagated in these, we mention only: divorce, suicide, birth control, marital infidelity, euthanasia, sterilization, and a host of other doctrines of similar hellish ilk.

Acknowledging that many of our Catholic faithful are among the millions who read this debasing trash, is it any wonder that so many among our own are almost unconsciously acquiring a pagan, rationalistic and materialistic mentality? An unwitting sympathy with the victims of their immoral life is generated; the reason of the reader becomes distorted and illogical; the faith is inevitably weakened; and untold spiritual as well as material misery flows from these turgid, sordid foundations of voluptuousness.

A way of life has a beginning and an end. By changing these the whole way is changed.

A change was made from the Christian way of life, with a beginning and an end, the Almighty, to the pagan way of life in which Mammonism or money became the beginning and the end.

Communism, Fascism, and Nazism unsatisfied with the so-called "Capitalistic way of life" gave their followers another beginning and end.

Communism directs all efforts to its followers to the one end: **Class Interests.** It looks upon the whole life as a struggle between classes.

Fascism preaches: nothing outside, nothing above the **State**—and needs only the addition: "not even the Almighty" to show its pagan basis.

Nazism in the same way gave its followers another beginning and an end: **The Race,** and directs all efforts of its followers to the one end: **Race Interests.**

By accepting the false goods: money, class, state, and race their followers gradually accept the sequence of values in their characteristic orders.

Mammonism with its supreme value, money, has as its second most important value, money-making or capital. Third value: security interest. Fourth: security of capital.

Communism with its supreme value, class, looks upon the dictator of the proletarian class as its second most important value. Third value: World Revolution. Fourth: Class War.

Fascism with its supreme value, state, has as its second most important value, territory, which makes the state strong. Third value: Army, Navy and Air Force. Fourth: Population.

Nazism with its supreme value, race, looks upon blood as its second most important value, because only through blood can one belong to the race. Third value: Purity of blood. Fourth: Soil, supposed source of pure blood.

Christianity with its supreme value, God, has man as his second most important value. Third value: Man's moral and physical health. Fourth: Man's living.

The lowest values on the various scales are for:
Mammonism: Man slave to money.
Communism: Man slave to class.
Fascism: Man slave to state.
Nazism: Man slave to race.

Christianity: Money, class, state, and race tools of mankind.

— **F. A. A. DeBoth.**

To counteract this wave of corruption, the Church has the weapon of the pulpit and of the sacraments. But all too many votaries of these magazines and books make little use of these remedies. The sermons must necessarily be too brief and too infrequent to offset this evil; the sacraments are not frequented. Hence there remains but one other weapon, the Catholic Press which has therefore been called the "necessary auxilliary to pulpit and sacramental life."

The present global war has focussed attention upon a myriad of international problems which clamor for equitable solution. Here again the Church offers the best interpretation. Being the guardian of Truth which is essentially immutable, and being at the same time the most international of all institutions, the Catholic Church has the most direct knowledge together with the most sympathetic and impartial application of Truth-bound principles to the solution of international problems. The ordinary exponent of the position of the Church in this sphere is again the Catholic Press, and no other instrument of enlightenment can adequately replace it.

But there is another field in which the Catholic Press is indispensable; it is that of social reconstruction. So universal and so penetrating is the cry for social justice in our day, that it can hardly be denied that the present war is tantamount to a social revolution. Everywhere men are offering plans for a more equitable distribution of the world's goods and for a higher and happier standard of life for the average man. The Atlantic Charter, the plan recently suggested by Mr. Wallace, vice-president of the United States, the Beveridge Plan — these are merely popular expressions of the general yearning for social justice.

And yet, in this universal din, scarcely ever is allusion made to the masterly encyclicals of the great Popes Leo XIII. and Pius XI., who anticipated by decades the gradual but inevitable drift of society from the unshakeable bases of religion to the fluctuating instability of materialism and opportunism, and who long since ennunciated the inviolable principles upon which alone a permanent, healthy society can be erected.

To make known the Catholic Social Doctrines as they affect economic, industrial and commercial life; to show how our Social Doctrines are at the same time scientific, fundamental, radical and adaptable cures for our manifold social ills; to enlighten and instruct; to give a Catholic **Weltanschauung** and practical standards; to promote unity and furnish leadership in this universal campaign for a well-or-

dered society — that is one of the primary objectives of the Catholic Press.

The Press of our day has become an exceedingly powerful instrument. It exercises an influence whose far-reaching effects simply cannot be measured. It furnishes even the unthinking with ideas ; it inspires action; it gives color to society; in large measure, it directs national life. In the exercise of its prodigious influence, too great a portion of the modern, secular press submits to the restraint of no moral principle, but only to that of profit or political favor.

How different is the Press which is professedly Catholic! Its position can hardly be described more succinctly than in the words of Most Rev. William Turner, Bishop of Buffalo. He points out that the Catholic Press is "beholden to no political party or local magnate; its editors are untrammeled. Its viewpoint is that of the culture and the eternal verities of the Faith. It serves as an honest and useful advertising medium. In its presentation of news, editorial expression, special articles, its books and periodicals and pamphlets, it is concerned with the really worthwhile and lasting things of life — the spread of Christian truth, the integrity of the home and family life, the development of culture and spirituality, the application of the great social principles of the Gospel to the task of industrial and economic rehabilitation."

At the risk of over-emphasizing the necessity of a vigorous Catholic Press, and of overpleading for an active lay press apostolate, we must consider also some of its other aims and functions. Not only is the Catholic Press the "voice of the Church," but the voice of Catholic effort in every field of human activity. It is the very backbone of a virile Catholic Action. So true is this, that Catholic influence on the legislative and social economy of every country is in direct proportion to the strength of the Catholic Press. We instance only pre-war Holland, where the Catholic minority, by virtue of its 33 Catholic dailies and its appendage of a very wide variety of splendid Catholic periodicals and reviews, exercised a predominant influence, and conferred untold benefits on both Church and Country.

The Catholic Press develops leaders among the laity, and so vital is it to Catholic leadership that we can definitely maintain that "no leader can be a Catholic leader, if he is not informed by the Catholic Press." It serves as an agency to bind the faithful into a firmer unity. It forms a Catholic mentality, disseminates imperishable Christian ideas, and inspires Christian morality and ideas. It opposes the multiplying agencies which, with diabolical cunning, aim at the very destruction of the Christian family and home. It challenges the enemies of religion and counteracts the baneful fruits of a literature which is hostile to Christianity.

And while the Catholic Press accomplishes all this, it educates its readers in those basic religious truths which were very often learned superficially, if learned at all, in the school-room. Thus it strengthens the Faith and thereby renders a service of supreme value to both Church and country.

How then should we support the Catholic Press? First and foremost, by subscribing to Catholic newspapers, magazines and literature; by reading this literature regularly and making it part of our daily lives; by promoting the dissemination of Catholic books and literature, thereby becoming press apostles; by opposing in every way possible those forms of printed matter which attack the Faith, debase religion, and scoff at fundamental morality; and by patronizing the advertisers who support the Catholic Press. Nor should we lose sight of the duty of **writing** articles and submitting items of genuine news value, and thus contributing to the production of Catholic literature. All these are means through which we support the Catholic Press, give practical expression to our faith, and respond to the incessant appeals of our successive Pope and bishops.

MY GOD, I LOVE THEE

Let my heart extol
  Thy loveliness and power
That my eyes behold
  In sky or city tower:
    My God, I love Thee."
Amid the waste and revels
  That crowd the upward road
With most seductive devils
  May this be my goad:
    My God, I love Thee."
When cross my path there stands
  The Angel of the Bitter Cup
To thwart my striving hands,
  Help me say as I reach up:
    "My God, I love Thee."
As I am growing old
  And get in people's way,
Oh wait, and let me hold
  Thy hand and hear me pray:
    My God, I love Thee."
And when Thy mercy calls
  Me from this waiting place
Bid me come within Thy walls
  And greet Thee face to face:
    My God, I love Thee."

—Marjorie Kennedy.

"No one can contemplate the great facts of astronomy without feeling his own littleness and the wonderful sweep of the power and providence of God."—Tyron Edwards.

A day off is usually followed by an off day.

The Blood Tax



By James Walliser, O.M.I.

It has been said that there will always be wars, and rumors of wars. No words of Sacred Scripture, seemingly, can be truer than these. In almost every page of history their truth is verified. And yet, almost every victorious war of the past has been considered a glorious episode in the history of the nation that has emerged victorious; just as every war that has ended in defeat has but spurred the vanquished on to further sanguinary conflicts, in order to wipe out the stain of the humiliating past.

Nations in the past have sought, by armed conflict, to accomplish what seemed to them impossible by peaceful means. At times wars have been defensive, but generally they have been offensive, arising out of an aggressive and greedy attitude on the part of one or both nations involved. Always, however, each nation sought to emerge from the battle richer and happier than before. That seemed to be the spirit of the nations in the last world conflict. The result seems to be the opposite. As far as the Allies were concerned, though they were victorious, the brightness of their victory seemed overshadowed by the darkness of their losses. In the words of Winston Churchill, uttered after the Treaty of Versailles: "Victory had been bought so dear as to be almost indistinguishable from defeat." The minds of responsible statesmen of that day were not brightened or lightened by the false and vain tinkling of the bells of victory. Nor were their hearts gladdened by the thought of the uncollectable 40 billion dollars war reparations which they had imposed upon Germany. Rather did their thoughts wander across the seas, and rest with sorrow on the poppy fields of Flanders, suddenly transformed into a sea of crosses. The nations of the world had taxed themselves almost to the last extremity to win a few years of peace, a few billions in reparations, desert colonies, fleets of ships, and a dubious glory in textbooks of history. All too soon were the thousands of bereaved mothers, widows, and orphans forgotten. They had bought Victory bonds during the lifetimes of their fathers, husbands, and sons. But they had payed a heavier tax; they had paid the "blood tax." This tax, for every nation in the world, had been extremely heavy. 1,700,000 dead Russians; 1,-686.061 dead Germans; 1,317,000 dead Frenchmen (not including 60,000 Colonial troops) 598,638 men from the British Isles; 56,-635 Canadians; 564,000 Italians.

I have quoted these figures in order to emphasize the blood tax paid by families in the last war. This tax is a much nobler contribution to a country than the sums of money, no matter how great, that a country spends in the defense of its homes and its ideals. Lives are the greatest asset of a country. The earth will still continue to overflow with coal, gold, and oil. A forest of stumps will again become a forest of trees; shattered towns will rise again. So also, you might say, will fathers, sons, and brothers. That is the attitude of many. Life today, but only in peacetime, is cheap. We have all seen men ride cheaply on the top of boxcars, or lined up before soup-kitchens. But human lives, in wartime, are valued more highly. Those who have even the faintest of memories, cannot but be struck with the lack of logic, and chamelon-like mentality of many individuals in this country. In the depression years, when both city and country folk had to make their regular visits to relief centres, it was customary to hear the disparaging remarks used by certain classes of people who seemed to be filled with a sense of their own importance as petty officials of the government. "Why do you have such a large family?" These petty officials, as well as private individuals, were imbued with such a sense of their personal or race superiority, as well as pride in their magnificent achievement of having produced one child, that in the face of the financial crisis of the day, their non-sensical utterances assumed the proportions of truth. Their one-child families seemed to be the ideals toward which all must strive. They seemed, truly, to be rational animals. The cacaphonous brayings of these rational animals all but hid the large and flapping ears which they vainly strove to hide from all but the most ape-like and imitative of their fellow animals.

But we do not intend to waste precious time and space with these parasites in our national life. We would like to devote some space to the most honorable members of society. Families with only one child pay a very small blood tax, if any, during wartime. It is the large family that is hit the hardest. Two, three, four and five sons lost on the battlefronts was not uncommon in the last war. It is also not uncommon in the present conflict. These boys come, in the

main, from poor families. They do not buy thousands of dollars worth of bonds. They do not often possess the means. But they give what they have. Oftentimes they were reviled because they obeyed the laws of God, and lived righteous lives. Now their revilers entreat and implore them to give, what only God-fearing and truly religious men and women can give, sons. What use are tanks, planes, ships and weapons, if the men are lacking? Oftentimes, in peacetime, these poor families with many children, were deprived of the very necessities of life. They were undernourished, ill-clad, and buffeted from pillar to post; forced to accept starvation wages. They were the pawn of the national and international Stock Exchange gamblers; the victims of unstable prices; forced to sell their grain, their livestock and farm produce at sacrifice prices. They have, particularly in past years, been the ill-favoured children in a favoured land. They make the greatest sacrifices in peacetime; they contribute the greatest asset to the nation in the form of man and brain power; and they continue, heroically, to make the same great sacrifices in the time of their country's need.

This state of affairs is patently an injustice; one of the greatest injustices of our day. It is time that a responsible Canadian government took active and effective measures to remedy this crying inequality. That there is a great inequality in this fabled land of equals, every right-thinking man must admit. The large families pay the heaviest "blood-tax" in wartime; they should, consequently, be particularly favoured in peacetime. A further reason can be adduced for this preference that should be given to large families. We do not appeal to religious motives, because, alas, religious convictions are all but dead in most so-called modern and progressive countries. They have no time for prayer-books, but must devote all their time to the counting-house, for the "material" benefit of the citizens. The reason we give should appeal to the "selfish" instincts of citizens, which is, after all, the most powerful motive in the world today. It is increasingly becoming manifest that, unless the average size of families increases, the Western World is headed for destruction. In 1926, in Belgium, France, Sweden, Denmarck, Switzerland, Germany, and Great Britain, only 3 births per marriage could be counted. In Belgium, there were but two (this is the minimum known). At this rate, the population will decline, and these nations will gradually die out, or give way to more virile and vigorous conquerors.

The decline of populations in many countries of Europe has been recognized as a serious threat to their continued existence, not only as a Great Power, but as an independent nation. To overcome this threat, certain measures have been adopted, v.g. by France, to assist large families, financially. This system is called the system of "Family Allotments"; it would, if applied in Canada, be an ideal way to compensate these heroic and patriotic families for the invaluable aid they give in paying the "blood tax" in wartime.

Briefly, this system consists in giving aid to the head of a family, because of the children in the family. The allotment is always paid in connection with some labour done. Belgium, Germany, Australia, Austria, Denmarck, Finland, Great Britain, Italy, Norway, Poland, Sweden, Switzerland, Czechoslovakia and Jugoslavia have given family allotments, though their methods vary slightly.

Generally, the State, and the heads of enterprises share the expenses entailed in these allotments. In Belgium, the total amount paid annually to wage-earners amounts to 175,000,000 francs. Enterprises using this system employed, in 1928, 800,000 labourers. In France, 4,800,000 men were thus given aid, in proportion to the number of children in their respective families.

The rates paid to the heads of families, vary progressively with the number of children. Thus, in Belgium, the allotment for the first child was 15 francs per month, 30 for the second, 60 for the third, and 100 for each additional child.

This, in brief, is the system of "family allotments". It is a recognition of the vital contribution that the heads of large families pay to the State in peacetime; but, particularly, it is a small, but necessary recognition, of the sacrifices made by large families in wartime, through their payment of the blood tax. Should this be done, it would make the lot of the poor (who are always the most generous and patriotic) easier to bear; it would level the inequalities within the country, and particularly, it would make it easier for the masses of the people to order their spiritual life more in accordance with the divine law. A people, blessed by God, can only mean a country with internal peace and harmony; united in peace, united and calm in war.

The short sayings of wise and good men are of great value, like the dust of gold or the sparks of diamonds.

The man of one book is always formidable, but when that book is the Bible he is irresistable.

Usually a white lie does more harm than a black one for it is less discernible.

The Clancy Fortune

Maurice V. Reidy

Talking about legacies, said Moriarity, reminds me of the great American legacy of forty years ago, left by a multimillionaire named Clancy in the State of Illinois.

The news first appeared in the Ballymore Chronicle in the shape of a long and rambling account of an Irish lad named Clancy, who landed penniless in New York shortly after the Civil War. He went out west, struck a good job, worked steadily, saved his money and eventually went into contracting business, piling up millions for half a century or so that he had no time to get married or engage in any other adventure. He finally died, worth about a hundred million dollars, and this amount was deposited in a bank in Cook County, Illinois, shrieking aloud for the next of kin of the Clancy boy, who was supposed to hail from somewhere within a ten mile radius of the town of Ballymore, in the County Kerry.

I needn't tell you that the news created the greatest excitement in Ballymore and neighborhood and that rich and poor, gentle and simple, who bore the name of Clancy began to fancy themselves as the chosen people in a manner of speaking. For a brief period there was a union amongst the Clancys which boded for any rival crowd that would dare come up against them In fact, all the rest of us in the district who were not related in blood or marriage to the Clancys were simply regarded as pawns on the great chess board where the Clancys moved us about at their own sweet will to uphold one member of the family or to check another. Local divisions, political or otherwise, were for the moment forgotten and he who wasn't a Clancyite was a non-Clancyite, and therefore of no account whatever. I can assure you that we were pretty sick of the name of Clancy after a while. The whole town of Ballymore was used by them as a base of their operations. They swarmed in from all parts of the country, and when the Cork and Limerick Clancys began to invade from over their respective borders, the County Kerry Clancys contemptuously inquired if they had the the cheek to call themselves claimants.

One evening, a tall, stout, clean-shaven American gentleman, wearing horn-glasses and smoking a cigar as big as a vegetable marrow stepped off the train at Ballymore station. He came into our town quietly without announcing himself, so there was no time to bring out the band or prepare an address of welcome. He was no other than George Washington O'Brien Lincoln, the American lawyer who had first announced the glad tidings of the Clancy fortune and had now come to make a list of the rightful heirs to the one hundred million. When it was known that he had come, the Clancy's from all over the four provinces invaded Ballymore.

"Ladies and gentlemen," said the American lawyer, as he stood on the balcony of the Shamrock Hotel and spoke to an entranced audience of over two thousand Clancys, "when I say that never in the course of my life have I stood up to address a more distinquished, and may I add, a more illustrious audience, I speak nothing but the simple truth. In my own country I am known as a man who inherits this love of truth from his famous ancestor, George Washington. The name of Clancy is an illustrious one, not only in this ancient and historic town, but also throughout the great American Republic to which I belong. The Clancy family are great in war, great in peace."

"And greater in pieces," broke in a voice, at this point, from a non-Clancyite.

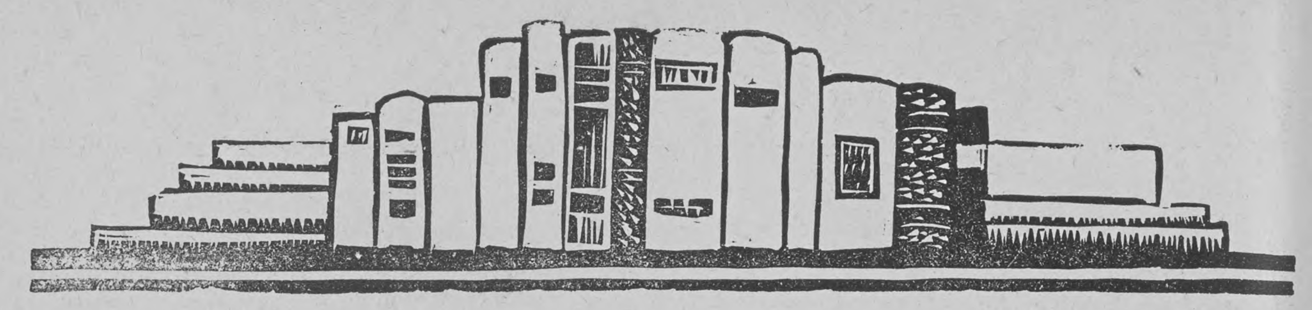
"I shall be staying at the Shamrock Hotel," continued the lawyer, "for the next few days, taking the names of the claimants to this huge fortune; and may I state this to you, ladies and gentlemen, that although you are great in your numbers, still if there were ten times as many as I now see in front of me, and everyone happened to be a blood relation of the deceased, the fortune is so huge that you should each and all be wealthy. Ladies and gentlemen, I salute the name of Clancy."

Here, amidst a deafening and prolonged roar of cheers, he disappeared from the balcony. A moment later the stairway to his room in the hotel was jammed with claimants, everyone of them fighting and struggling to get in first. During that day and for many days after the Clancys were concerned with getting their names and full particulars recorded by the American lawyer in an imposing looking book.

Every claimant paid ten shillings an entry and as there were over two thousand of them you can imagine the tidy sum he raked in as fees. When he had finished with the last Clancy of them he announced his intention of proceeding to Cork to send off a cable seeking a transfer of a couple of millions or so of the money from the American side to a bank in Ireland, so that he could hand over to each of the claimants a little bit on account. The whole of the Clancys were at the station to see him off. Being a modest man he looked embarrassed at the deafening roar of cheers which went up from the Clancys as the train left the station.

George Washington O'Brien Lincoln left Ballymore to send off that cablegram in the year 1896, and believe it or not, the poor man is still waiting for a reply.

And so are the Clancys.



It May Interest You......

THE CROSS—Natural symbol of our faith in the Holy Trinity and Christ's death is the Cross. Hence the widespread sign of the cross customs. But please make them thoughtful. Our girls so often flick fingers vaguely, as if dusting off powder or fanning a fevered brow. And men seem about to punch themselves or chase flies, as they stab at their faces. Some Catholics haven't touched their shoulders for years. Yet forehead, breast, left and right shoulders should be touched. Remember? Church etiquette is really simple—be graceful, reverent, thoughtful. Need we remind you that using missals at Mass concentrates attention, increases thoughtfulness, perfect behavior?

THE ARGUMENT OF SAFETY

Little Jimmy's mother tucked him into bed, much against his will, and told him to be a good boy and go to sleep.

"But Mamma," said the little boy, I'm afraid!"

"Now Jimmy," said his mother, "you shouldn't be afraid. Do you not know that God and the angels are in the room, watching over you and keeping you safe?"

This seemed to satisfy him, but hardly had his mother left the room when he called her back.

"I'll tell you what, Mamma," he said, "you come in here with God and the angels, and let me go out there with Daddy."

FIRST LESSON

The Prince of Conde was one day visiting the seminary of St. Sulpice, and while there, attended a religious service in the chapel. Kneeling close to him was a seminarist, and the Prince whispered to him:

"My dear sir, will you tell me what you are taught in the seminary?" The seminarist did not reply, and the Prince thinking he had not been understood, repeated his question and insisted on an answer.

"Sir," the seminarist finally said, "We are taught in the seminary to keep silence in the church."

The Prince was silent for a moment; then he said: "Thank you for the reproof; I shall try to profit by it."

To "Every Friday Visitor"—

The Way of the Cross was practically unknown before the fifteenth century, and was quite widespread by the seventeenth. The number of stations varied, sometimes only twelve, sometimes as many as thirty-one. This variation was finally removed, and now there are always fourteen stations. Some stations start on the Epistle side. The Congregation of Indulgences in 1937 decreed that the stations might start on either side, but favored the Gospel side.

HOW WOULD I ACT?

No task would be done poorly,
no thought would be impure,
No word would be untruthful, if
we knew that they were
The very last thought, word, and
deed of our life.

Form each of your actions as if it were the very last one of your life. Ask yourself this question: If I knew that this was to be the last hour of my life, would I act in this manner?

As long as there are homes to
which men turn
At close of day,
So long as there are homes
where children are—
Where women stay,
If love, and loyalty, and faith be
found
Across those sills,
A stricken nation can recover
From those ills.
So long as there are homes
where lamps are lit
And prayers are said
Although a people falter through
the dark
And nations grope
With God Himself back of those
little homes
We have some hope.

Anon.

"Never again must the dignity of man be outraged as it has been since dawn of history."

"There must be no bitterness in the reconstructed world. No matter what we have undergone and suffered, we must try to forgive those who injure us and remember only the lesson gained thereby."

—Madam Chiang Kai-Shek.

? THE QUESTION BOX ?

Is there no danger of the priest telling to others the sins that have been revealed to him in Confession?

All sins made known in Confession are buried there. Under no circumstances, even at the price of life itself, is the priest ever allowed to come to his knowledge through Confession. Technically, this is known as the Seal of Confession.

In all the history of the Church there has never been found a case where any confessor ever revealed anything that was told him in Confession. Even Luther and other priests who fell way from the Church never revealed anything they heard in Confession. The Seal of Confession is more sacred than any professional secret; even secular governments respect this secrecy in their civil courts and should any civil authority try to force a confessor to appear in court against his penitent, that confessor must be ready to sacrifice his life rather than reveal anything that has been confessed to him. This has happened more than once in history, for example, Saint John Nepomucene, who was put to death in the Fourteenth Century for refusing to violate the Seal of Confession.

What is Holy Water and why do Catholics use it?

Holy water is water upon which the priest has invoked the blessing of God for the benefit of those who use it. It is a sacramental, symbolical of the interior purity of heart which the user desires to obtain. Just as the Jews of old sanctified themselves by washing and sprinkling (Ex. 19; Lev. 8; Num. 19) so do Catholics use Holy Water to bless themselves especially upon entering their churches and when making the Sign of the Cross. "Thou shalt wash me whiter than snow" (Ps 50).

On Holy Saturday water and salt are exorcised by the priest and so withdrawn from the power of Satan, who since the fall has corrupted even inanimate things. Prayers are said that the water and salt may promote the spiritual and temporal health of those to whom they are applied and drive away the devil with his rebel angels. Finally, the water and salt are mingled in the name of the Holy Trinity. The water thus blessed becomes a means of grace and a source of sanctification.

In what language was the Bible written?

Practically all the Old Testament was written in Hebrew while nearly all of the New Testament was written in Greek. To read and understand the Bible in the languages in which it was written requires a thorough knowledge of Greek and Hebrew. This in turn presupposes a familiar acquaintance with Latin, the tongue of the early versions. It is for this reason that every candidate for the priesthood must follow a classical course throughout his high school and college years and obtain a college degree before permission is granted him to begin his professional studies for the ministry. The four years that are then given to the science of Theology are concerned largely with a detailed study of the Scriptures in the languages in which they were originally written.

Is it wrong to insist by an oath that one is telling the truth?

If the matter is of sufficient importance and the oath is taken with becoming reverence, it is not wrong. In fact, it is an act of worship of God to use an oath with reverence and in befitting circumstances. When reverence is lacking or a sufficient cause is wanting, then it is a vain use of God's name. In such case, it is ordinarily a venial sin. In daily life this is the sort of offence men are ordinarily guilty of when they carelessly and needlessly call God to bear witness to the truth of what they say.

What is meant by servile work and is typewriting forbidden on Sunday?

Such work as is done by servants or hired manual laborers and requiring bodily rather than mental activity is classed as servile work. All such labour is forbidden on Sunday. In addition to this, judicial court proceedings, though this is largely mental activity, is nevertheless forbidden. Also such civil occupations, as public trading, markets, public buying and selling are banned. Unnecessary labor is forbidden in nearly all our States by statute; it is therefore also an offence against civil authority.

Without necessity servile work may not be done even for pleasure or recreation. Whatever the motives may be for doing it, it still remains servile work, even if no wages are taken. Such work is usually held as servile, as to dig, farm, print, knit, sew, wash, iron. It is not considered servile work to study, write, do artistic work in sculpture or painting or designing or embroidery, to typewrite, or to photograph.

May a Catholic Grandmother have her grandchild baptized if the actual parents of the child refuse to do so?

No. It would be a zealous but also an indiscreet act, and the church has forbidden such things.

The child belongs to the parents, first of all. They may be reminded of their duty by the grandmother, but she has no right to violate their privileges, even though they desire to do wrong.

Baptism may not be conferred unless at least one parent is willing; and unless there is some guarantee that the child will be brought up in the Catholic Faith. These conditions are strict, because they protect both the rights of the parents and the holy nature of the Sacrament.

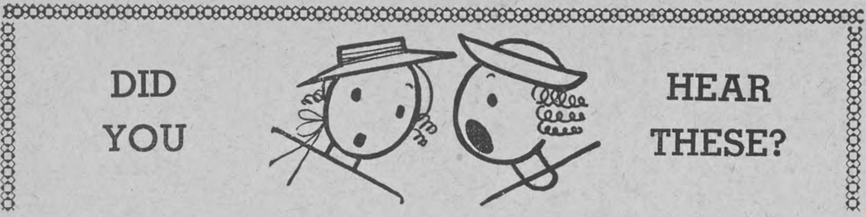
But if a child is dying, then anyone may and should baptize. Under ordinary conditions, the parents have the responsibility and the care of bringing their child to the Church.

A notorious character died in our parish recently, and he was granted a full church burial. Was that not in opposition to the laws?

Any "notorious" character who died after giving signs of repentance has a right to a church burial. The sins of one's past life are forgotten by the Church, if a dying person gives some indications of true sorrow for his wrong way of life.

No Catholic can afford to be so smug that he would deny burial to a sinner who turns to God in his last moments. The Good Shepherd left all the others to go after the stray sheep; and the Church is willing to make a sacrifice if a sinner is willing to return to friendship with God.

Oftentimes the Seal of Confession will prevent priests from telling all they know. Perhaps a dying sinner has more true sorrow for sins than others who expect to get into Heaven just because they happened to be born Catholics.



"I don't care," said the little girl who had not been invited to the party. "I'll be even with them."

"What will you do?" asked her mother.

"When I grow up I'll give a great big party, and I won't invite anyone."

"Mummy, did you ask daddy to buy me a pony?"

"Yes, dear, for a whole, whole hour. But he would not hear of it."

"Then you did not try hard enough."

"Darling, I did what I could."

"Did you have hysterics?"

"What was all dat noise ovah at youah house last night?" asked a Negro of another. "Sounded lak a lot ob wile cats broke loose."

"Huh! Dat? Why dat was nuffin but de man from de furniture stoh collectin' his easy payments."

"What time do you get up in the mornings?" asked the very earnest man.

"As soon as the first rays of the sun enter my window," replied his friend.

"Jove," exclaimed the earnest man, "that's jolly early, isn't it?"

"No," said the other; "you see, my window faces the west."

Shopper: "So you don't have my size?"

Shoe Salesman: "As a matter of fact, madam, we have no shoes that are large on the inside and small on the outside."

An elderly woman was taken to see a football match in which her son was playing. After watching for a few minutes, she inquired: "What is the object of the game?"

"Why," said her guide, "the object is to put the ball in that net."

"It would be much simpler if they would not get in one another's way," replied the woman.

Teacher: "Where is the capitol of the United States?"

"All over the world."

"Have you any complaints to make?" asked the Prison Governor.

"Yes," replied the prisoner, "the prison walls are not built to scale."

Cockney woman (charged with assaulting her husband): "I asked 'im if 'e loved me, an' 'e was so long thinkin' about it that I 'it 'im with a mop."

Judge: "Why did you throw a hot flatiron at your husband?"

Mrs. Hitt: "One of my mottoes has always been 'Strike while the iron is hot'."

Stranger: "Did you see a pedestrian pass here?"

Native: "No, I've been working here all afternoon, and not a thing has come by 'ceptin' one solitary man, and he was tramping on foot."

Wife: "When we married I thought you were a brave man."

Other half: "So did everybody else."

A. B. GEREIN
B.A., LL.B.
Barrister and Solicitor
Office Phone 4105
Res. Phone 23336
403 Kerr Bldg. — Regina, Sask.

MID-WEST COAL
COMPANY
COAL WOOD
"Built for Service"
H. WINGERT, Prop.
Burn GLO-COAL
—Best by Test
Office Residence
91519 - Phone - 29029

Purity Meat Market
WM. FRIEDRICH, Inhaber.
Frisches und geräuchertes
Fleisch, Speck, Schinken und Wurst
immer frisch auf Lager
Phone 5977

HOME GROCERY
It's a Pleasure
To Serve You
PHONE 6276
1035—11th Ave. — Regina
CHRIS. KIRCHNER, Prop.

Mrs. A.: "Should I ask the cook for references?"

Mr. A.: "No; get her to submit samples."

WE CALL AND DELIVER

CAPITAL DRY CLEANERS

1858 Broad Street, Regina

CLEANING — PRESSING — REPAIRING

Alterations of all kinds—Suits Sponged and Pressed

Country Orders are given Special Attention

Phone 5-5-5-2

MONTHLY » ADS « WILL PAY

MODERN GROCERY

Up-to-Date

QUALITY and SERVICE

Phone 5765 Phone 5765

P. RUMP, Prop.

"WE ALWAYS SELL FOR LESS"

This is no mere slogan—we demonstrate it in fact every day of the year. Truly a store of the people for the people! The store that brought lower prices to Western Canada! The store where everybody is welcome, whether you buy or not!

Members of our staff can converse with a customer in his or her native language.

THE STORE WHERE NO SALE IS FINAL UNTIL THE PURCHASER IS COMPLETELY SATISFIED

If it is not convenient for you to shop in person at one of our three stores, order by mail from our current catalogue. Same big values — same day mail-order service.

ARMY & NAVY

DEPT. STORES, LTD.

REGINA — MOOSE JAW — EDMONTON

Mail-Order Department at Regina only

Have U paid your subscription?

If not.....

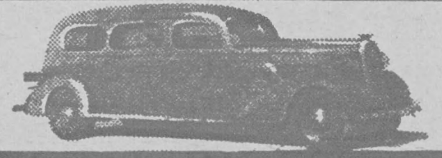
Do It To-day.

Support Our Advertisers

DAY OR NIGHT LAND OR AIR

SPEERS AMBULANCE SERVICE

PHONE 23232



PHONE 4433

FUNERAL DIRECTOR

ROGERS LUMBER & SUPPLY
CO., LTD.

LUMBER AND BUILDERS' SUPPLIES

Phone 92529 COAL and WOOD

FUHRMANN & COMPANY
MEATS AND SAUSAGES

We buy dressed and live Cattle, Hogs and Fowl at the highest market prices.

PHONE 7615 REGINA, Sask.

Corner 10th Ave. and St. John St.

Please Support Our Advertisers

Insist on
Perfectly Pasteurized Dairy Products
and
Delicious "Purity" Ice Cream
"QUALITY YOU CAN TASTE"
THE PURITY DAIRY LTD.
Phone 7641

Read More Catholic Literature

Buy More War Saving Certificates

Printing of all kinds......

POSTERS
PLACARDS
CIRCULARS
ENVELOPES
STATEMENTS
LETTERHEADS

TELEPHONE 4044

The Marian Press

922-24 Victoria Ave. Regina, Sask.